
Humoristische
Eisenbahn- u. Reise-Bibliothek.
Komische Geschichten
aus dem
jüdischen Volksleben.
Berlin,
Verlag von A. Hofmann & Comp.

Komische Geschichten

aus dem

jüdischen Volksleben

von

Michael Klapp.

Berlin 1859.

Verlag von A. Hofmann & Comp.

Inhalt.

I.

Aus dem Leben des silbernen David.

Wer hat sie nicht gekannt, die „schöne" Madame Vögele? Galt sie doch für die erste der Kochkünstlerinnen im Ghetto, war ihr Ruf doch gut, und noch besser als ihr Ruf ihre „durchgeschlagenen" Erbsensuppen! Damals, als Madame Vögele „Garköchin" noch auf Erden wandelte, war ihr Name im Munde aller Sterblichen; Jung und Alt kannte sie als eine kreuzbrave Frau, die Jedem Gutes und sich das Beste wünschte. Was noch Hunger im Leibe und einige Kreuzer in der Tasche spürte, nahm den Stab und wanderte in die öffentlichen National-Werkstätten Madame Vögele's.

Warum nicht? Madame Vögele war die Billigkeit in Person, d. h. man konnte bei ihr essen, bis man „bis hinauf" satt war, und das für einige alte Kupferkreuzer. Kein Wunder also, wenn Hotel Vögele der Stapelplatz aller Hungerleider war, wenn sich seine Räume Schlag Zwölf, wo die Geister leerer Mägen zu mittäglichem Treiben erwachen und den Kreuzzug gegen alles Animalische predigen, bis zum Brechen füllten, und dies Alles ohne Beihilfe eines vergoldeten Portiers und glattgeschniegelter Kellnerseelen. Wozu auch? Madame Vögele war selber Portier, selber der leibhafteste, deutlichste Speisezettel.

Stand sie Mittags um die zwölfte Stunde vor den Thoren ihrer Anstalt, mit einem Gesichte, das in allen seinen Schattirungen die gastronomischen Freuden verrieth, die man bei ihr durchgenießen kann, dann konntest Du, lieber Leser, wenn Du überhaupt den Mysterien der Kochkunst nicht gar zu ferne stehst, getreulich errathen, was Deiner heute harre. Vögele's Hände, mit ihren Syrup- und Mohn-Mosaiken hätten dir gesagt, daß du heute Fladen, Fischschuppen, die sich keck genug auf

das kararisch-marmorne Antlitz der Madame lagerten, daß du, Victoria! auch auf „Boll“ (kleine Fische) zu hoffen hättest.

Und dessen Herz müßte wahrlich aus Stein gewesen sein, der solchen Lockungen zu widerstehen gewußt hätte. Mit jenem unwiderstehlichen Triebe, den böse Materialisten, freche Poesie-Räuber des Lebens, Hunger nennen, drängten sich die Ankömmlinge, und so mancher edele Po' jüngling kehrte ein, um den Schmerz über seine beiden „noch nicht verlorenen“ Vaterländer in einer „durchgeschlagenen“ Erbsensuppe zu ersäufen.

Wer wußte aber auch im ganzen Ghetto die Menschen so zu unterhalten, wie Madame Vögele? Man brauchte nur: „Was ist Neues, schöne Madame Vögele?“ zu fragen, husch, war sie da und elektrisch schnellte und schnellte das Zünglein, ohne müde zu werden. Da gab es Enthüllungen, die keine Seele besser wissen konnte, als Vögele, die ganze Gemeinde wurde „zurechtgelegt.“ In- wie Ausland mußten herhalten, da gab es Politisches, Lokales, Mannigfaltiges, Kritiken die an Schärfe und Grobheit mit manchen Matadoren unseres kritischen Zeitalters um den Lorbeer hätten ringen können, „Schnokes“[1]) und Anderes, kurz, die „schöne“ Madame Vögele war ein lebendiges Zeitungsblatt, etwas schmäler als die „Times“ aber mit noch mehr Beilagen als die „Augsburgerin“, ein Zeitungsblatt, das früh, Mittag und Abend, an Sonn- und Feiertagen, und, denk' dir, lieber Leser, auch am Montag erschien. Muß nicht Madame Vögele unter solchen Umständen die beglückendste und glücklichste Person gewesen sein? Die „schöne“ Madame war es aber nicht. Sie wäre es vielleicht gewesen, wenn sie nicht an ihrem David gar zu viel zu tragen gehabt hätte.

David, vielmehr der silberne David — (so von seiner Mutter geheißen, die einen Trutz-Artikel mit dieser Benennung gegen ihren Gemal, den seligen Reb Leb, vorhatte, weil letzterer den erstgeborenen Eisik, immer mit „Eisik, mein Gold!“ anzureden pflegte) — war eine von jenen Naturen, von denen man nicht weiß, was sie auf der Welt thun, die mit allen Organen, nur nicht mit reichhaltiger Vernunft versehen, auf einmal unter die Menschen gestoßen werden, um hier zumeist als Exempel zu gelten, daß das Glück nur für die Dummen gesäet ist.

---

[1]) Anekdotische Kleinigkeiten.

Wenn große Geister von hinnen gehen und kleine geboren werden, soll sich, wie man sagt, jedesmal der Erdball verfinstern. Auch bei Davids Geburt ward es weit umher finster: ob dies in der Natur des Ufergäßchens, in dem unser Held das Licht der Welt erblickte und in dem die Sonne wie in Philipps Reich, wenn auch aus einfacheren Gründen, nie unterging, gelegen, weiß ich nicht zu erzählen; genug, die alte Schewe, Davids „Ammel" versicherte noch lange, daß David, wie auf einer Wolke, zur Erde herabgestiegen sei und daß sie „kein Stück" gesehen.

Möglich, daß darum David's geistiger Organismus für's Leben hinaus von einer dichten Nebelsäule umgeben war. David war ein blitzdummer Junge, zu nichts aufgelegt als — zum Essen. Darin aber hatte er es auch zu einer erstaunlichen Ausbildung gebracht. Sein „Einschütt" — so beliebte man im Ghetto seinen Magen der immensen Räumlichkeiten wegen, die er umfaßte, zu nennen — war überall berühmt; er verzehrte „Bobes"[1]), die man zu Tanzböden hätte verwenden, „Lemplech"[2]), in denen eine Musikbande hätte spielen können, wie man die Hand umdreht. Die ersten Jahre seiner Kindheit gingen vorüber, ohne daß man an David Spuren seiner späteren Berüchtigtheit bemerkt hätte. Er war mäuschenstill in allen trockenen und nassen Lagen seines Wiegenlebens, er ließ alle Misere einer Ammenwirthschaft gutmüthig über sich ergehen, er raunzte nicht einmal, wenn Ammel Schewe ihm den Freundschaftskuß darreichte, sollten auch ihre Lippen den letzten Rest von jenem Povidel, den zu Mittag ihre Dalken trugen, noch nicht überwunden, und sich ihr Tabaksnäschen auch noch so deutlich an den Produktionen der Zärtlichkeit betheiligt haben.

Als David fünf Jahre zählte, bekam er sein „Bocherl" ins Haus, das ihm zuerst die Pforten der Wissenschaft, das Alef-Bet, eröffnen sollte. Aufmerksame Beobachter sahen wöchentliche Aenderungen in diesen Pförtnerdiensten. Kein „Bocherl" hielt länger als acht Tage aus bei David, der nicht den Kopf „aufmachen" wollte, und das ist viel, denn das übermüthigste und stolzeste „Bocherl" muß sich nur ungern von dem Teller „süßer Bohnen", die er als Entschädigung für die aufgewandte Lehrstunde von Madame Vögele erhalten, getrennt haben. Es giebt nichts über die Geduld eines hungrigen „Bocherl", sie ist eitel Gummi=

---

[1]) und [2]) Mehlspeisspezies von Beliebtheit.

Elastikum und erträgt in Hinblick auf das süße Honorar in Bohnen sehr viel in ihrem pädagogischen Gleichmuth. Beim silbernen David aber war jedem dieser kleinen Pestalozzis die fabelhafte Geduld gerissen. Glücklich jene aus ihnen, die die allezeit offene Hausthüre ohne alle Bemerkung benutzten und das Weite suchten; wehe aber denen, die zuvor über den „silbernen" Zögling, der mit glotzenden Augen, offenem Munde da saß, seinen Mentor angaffend, ohne auch nur ein Sterbenswörtchen von sich zu geben, ein Lächeln nicht unterdrücken konnten; dreimal wehe aber denen, die das Wesen David's erkannt haben wollten, und vor Madame Vögele hintretend ihr Urtheil in den Worten zusammenfaßten: „Madame Vögeleleben, ihr David, ist ein Gamel[1])" — diese Frevler kamen gewiß nicht trocken in die Gasse, denn grimmig sandte die beleidigte Mutter ihnen eine Douche als Begleiterin über die Haustreppe nach. David ein Gamel! Nein, das ertrug sie nicht; diese Personifikation aller bestialischen Trägheit, alles in den Tag Hineinlebens, diesen Begriff der totalsten Beschränktheit und des größtmöglichsten Gafferthums, nein, dieses „Gamel" auf ihren David angewendet, machte ihr Herz pochen und ihre Zornesader schwellen. Da verstund Madame Vögele wenig Spaß. Sie liebte ihren David aber auch über alles; er war ihr einziges lebendes Kind, die Cholera hatte ihr den Mann, den seligen Reb Leb, und den Erstgeborenen des Hauses, den „goldenen" Eisik, an einem und demselben Tage weggerafft. Ein Mutterherz ist unergründlich, wie der Ocean. Auch Madame Vögele glaubte fest und unerschütterlich an den Scharfsinn und den Phantasiereichthum ihres silbernen David. Das weit geöffnete, gedankenlos starrende Auge ihres Sohnes war ihr der geistige Fokus aller seiner weithinschießenden Gedanken; was Anderen als ein Gaffen erschien, war ihr der kleinen Seelen undurchdringliche, unsichtbare, mysteriöse Gedankenherd, an dem im Stillen die Kugeln gegossen werden, die einst von hier aus die Welt der Wissenschaft an allen vier Ecken in Brand stecken sollen.

Darum galt ihr auch das Urtheil eines „Bocherl" nicht viel; vielmehr meinte sie, werde ihr David einmal eine Welt solcher „Bocherlech" in die Tasche stecken und darin ganz bequem noch auf einige „Mundsemmel" Platz haben. Was aber das Alef-Bet betrifft, so dachte sie die Zeit

[1]) Träumer, Gaffer.

nicht mehr ferne, wo David auf einmal vor seine Lehrer triumphirend hintreten werde, um durch sein gediegenes „Dawene"[1]) die Früchte seiner geheimen Studien an den Tag zu legen.

Nun die Zeit kam, wenn auch nicht so bald und nicht auf dem geträumten Wege Madame Vögele's. Nach sieben Jahren endlich gelang es einem „Bocherl", David für das Alef=Bet zu erobern; freilich thaten die überzuckerten Mandeln Madame Vögele's, die ein „Malech"[2]) während des Unterrichtes regnen gelassen haben soll, das Ihrige, aber genug, — David konnte nun sein „Siderl"[3]) erfolgreich benützen. An eben dem Tage, da dies zum ersten Male geschah, brannten Freudenfeuer im Hause der „schönen" Madame Vögele, und ein förmliches Fest versammelte alle Verwandten um den reich besetzten Tisch. Der Name des „Bocherl" aber, der der Wissenschaft einen neuen Jünger eroberte, ist der Nachwelt verloren gegangen.

Nun der erste Schritt zu David's wissenschaftlicher Laufbahn geschehen war und er ohne Beihilfe „wie ein Wasser" geläufig „dawene" konnte, traf Madame Vögele mit mütterlicher Fürsorge Anstalten zu seiner Weiterbildung. David kam in ein „Cheder."[4])

Denkt Euch ein dumpfig, dunkel und schwach beleuchtetes Zimmer im Erdgeschoß (wenn man 3½ pechschwarze Wände, aus denen hie und da ein morsches Stück Gebälk hervorlungert, ein Zimmer nennen darf), in dessen Mitte einen Tisch, dessen Holz nicht lange nach der Sündfluth gefällt worden zu sein scheint; vor dem Tische eine lange Bank von der Qualität des Tisches, und vor der ganzen Breite des Tisches einen lumpig gepolsterten Lehnsessel, aus dem die „Rebezzin"[5]) augenscheinlich alltäglich das Stroh zu andern Zwecken zu nehmen schien. Denkt Euch ferner den Tisch, so weit seine Platte nach allen Dimensionen reichte, mit allerartigen kleinen und großen Folianten besäet, zwischen denen sich ganz verträglich ein alter Chemnitzerkopf am langen Rohre, den Tabakbeutel und das complette Feuerzeug im Gefolge, lagert, so habt ihr die charakteristischen Umrisse des „Cheders", auf dessen Fläche sich alle die größern und kleinern „Bocherlech", mehr oder weniger reliefartig, erheben.

Wenn man im Ghetto morgens „angebissen", entläuft von allen Seiten die männliche Jugend den heimatlichen Kaffeetöpfen und nimmt

---

[1]) Beten in hebräischer Sprache. [2]) Engel. [3]) Betbuch. [4]) Jüdische Schule. [5]) Lehrerin.

seinen Weg in's „Cheder". Da öffnet der Rebbe[1]) die Schleußen biblischer Cultur und läßt jeden schlürfen, der schlürfen will; wer nicht will, dem stellt er mit seiner dicken „Dudke"[2]) den Vortheil dieser Cultur deutlich vor Augen und malt ihm Rücken, Hände oder Wangen, je nach Lage und Sitzung des Betreffenden, Blau in Blau. Draußen aber glaubt der Vorübergehende an den Wasserfällen des Niagara zu weilen, so hoch steigt, melodisch vibrirend, die Woge der Lerngier, so stürmisch wirbelt die Sprache uralter Weisheit unaufhörlich von den Lippen des Rebbe und seiner Jünger, daß man den Worten und Lauten, die sich einander drängen, in einander mischen und aufgehen, förmlich das Sicheinander-Stoßen und Quetschen anzuhören glaubt. In eine solche Vorschule der Weisheit gelangte nun auch unser silberne David.

Von nun an gehörte David der Oeffentlichkeit an, die es nicht unterließ, sich vielfach über ihn zu amüsiren. Unglücklicherweise kehrten dieselben Symptome von Gedankenabwesenheit, aus den Zeiten des siebenjährigen Alef-Bet-Studiums bekannt, jetzt wieder. Mit dem Worte „Gamel" begnügte sich die unnachsichtige Kritik nicht mehr und griff zu dem Superlativus sprichwörtlicher Dummheit: „Mauer". Damit bezeichnete sie schlagend die geistige Undurchdringlichkeit von David's Wesen. Sobald David zur „Mauer" promovirte, ward er zugleich der Spielball seiner übermüthigen, spitzfindigen Collegen, die ihn zu all' ihren rohen und derben Späßen in und außer dem „Cheder" benützten.

Mit einer „Mauer" kann man freilich machen, was man will. Und David war äußerst willfährig; er ließ sich zu Allem gebrauchen, wenn ihm nur der Weg vorgezeichnet war; mit ihm konnte man, voraussichtlich ohne allen Widerstand, anstellen, was man nur immer wollte. So kam es, daß alle Uebermuthsprozeduren, die irgend ein pfiffiger „Cheder"-College ausgeheckt, von David zur That umgesetzt wurden, wofür nun auch freilich sein Rücken alleinig zur Genugthuung der akademischen Gesetze des „Cheder" herhalten mußte. Galt es einmal, dem Rebbe sein schwarz „Kappele" weiß zu kreiden, so daß dann zum Frohlocken des gesammten „Cheder" des Rebbes Haarbüschel wie gepudert erschien, oder der „Rebbezin" den „Sidder"[3]) zu „vermischen", oder ganze Blätter desselben, wie z. B. das Abendgebet, zusammen zu kleben, um

[1]) Rabbi, Lehrer. [2]) Knittel. [3]) Ein Gebetbuch weiteren Umfanges als die gewöhnlichen.

ihr glauben zu machen, es sei „ausgeflogen“, nun, dann brauchte man nur dem silbernen David hübsch die Hand zu führen und die Sache war geschehen.

So ging fast kein Tag vorbei, an dem nicht David, zum Ergötzen seiner Mitschüler, die Früchte der Erfindungsgabe eines Andern einzuernten gehabt hätte. Besonders beutete ein Zögling des „Cheder“ die Dummheit des „silbernen“ Collegen im größten Maßstabe aus. Es war dies der sogenannte „General der Schuppenjungen“ [1]), der berühmteste Gamin des Ghetto, ebenso ausgelassen als kühn in seinem öffentlichen Wirken. Bei diesem verrichtete David, so zu sagen, Adjutantendienste. Was auch aus der Werkstätte seines Hirns hervorgehen mochte, David gab allen seinen Intentionen erst die Form und hauchte ihnen den Lebensodem ein. Dafür aber hatte er das bedeutende Vergnügen, als Erfinder und Ausführer zu gelten, und wurde ihm immer die ganze nachdrücklichste Anerkennung, in Prügeln natürlich, auch nie vorenthalten. Doch, um in Wahrheit zu gestehen, empfing er den Lohn, von welcher Seite er auch immer kommen mochte — und er kam von den verschiedensten täglich — mit einem Gleichmuth und einer Ausdauer, wie sie nur die größte Ergebenheit in den Willen des Lenkers aller Dinge und das volle Bewußtsein der Erfüllung einer heiligen Sendung im Leben kennzeichnet. Im „Cheder“ war leider dem Wirken David's bald der Lebensnerv abgeschnitten. Der Rebbe hatte nicht allein die mannigfaltigsten Streiche, der kühnen Phantasie des „Generals“ entsprungen, von David ausführen gesehen, er sollte noch zu gutem Letzten David an seiner eigenen unverletzlichen Persönlichkeit experimentiren sehen.

Es war die letzte Woche der Lehrzeit des „Generals der Schuppenjungen“ im „Cheder“. Der „General“ gedachte den Abschied mit einer eigenen Exekution an der Person des Rebbe, mit einem Racheakt an dem langjährigen Peiniger zu begehen. Der Plan ward bald entworfen und David zur Ausführung wieder auserwählt. Es war ein Freitag Nachmittag, die „Rebbezin“ auf dem gewöhnlichen Gange um die „Barches“ [2]); der Rebbe, in Gedanken über eine der ihm jüngst zum Vorschein gekommenen „herben“ Fragen des Talmud beschäftigt, trat ins

---

[1]) Gassenjunge. [2]) Weißgebäck in geflochtener länglicher Form, für den Sabbat gewöhnlich nur gebacken.

„Cheder"; eine dichte Finsterniß überkam ihn, denn zu der ursprünglichen Dunkelheit des Zimmers war noch der Umstand gekommen, daß die äußern Fensterläden mit ihren altmodischen Lichtlöchern heute gar auch noch zugeklappt waren. Zeit zum Schreck hatte er nicht; denn gleich fühlte er sich von kräftigen Fäusten ergriffen und der Zuruf „Herüberlegen, Rebbe=leben" verschaffte ihm über die sonderbare Exekution erst Licht. Alles Protestiren und Fluchen half nichts, der Rebbe wurde „herübergelegt" und mußte dieselbe Zahl von Knittelschlägen über sich ergehen lassen, die er allwöchentlich im „Herüberlegen" an seine Schüler auszutheilen pflegte. Zu Ende der Exekution, als die „Dudke" nur noch zweimal über den „herübergelegten Rebbe" schwebte, öffneten sich auch die Fensterläden und einige neugierige „Bocherlech" schauten in den wieder erleuchteten Schauplatz. Da stand der silberne David, wie gottbegeisterten Anblicks, die „Dudke" in der ausgestreckten Rechten, ohne das geringste Anzeichen etwaiger Betroffenheit, als ob nichts vorgefallen wäre. Der „Rebbe" aber erhob sich schamroth aus seiner unfreiwilligen Lage auf der harten Bank und nun ging das Strafgericht über unsern armen David los. Wie viel Prügel es geregnet, weiß man nicht, genug, es regnete deren selbstverständlich so reichlich, daß ein minder fester Organismus des Körpers, als sich dessen David rühmen konnte, seine Details an Beinen und Knochen hätte zusammenklauben müssen. Draußen aber stand der „General der Schuppenjungen" und erzählte an Groß und Klein, der Rebbe sei von David „herübergelegt" worden.

Der wissenschaftlichen Laufbahn Davids ward zwar nun höheren Orts ein Ende gemacht, David wurde von Amtswegen „relegirt" oder, wie man im „Cheder" sagt, „ausgejagt" und aus der Zahl der bildungsfähigen „Cheder=Kinder" gestrichen, aber auch der Rebbe wurde nun unmöglich und bekam den Abschied, denn einen „herübergelegten" Rebbe konnte man durchaus nicht dulden. David war also „ausgejagt" und Madame Vögele verwünschte zum erstenmal ihr und ihres Sohnes Leben. Mit dem Akt des „Herüberlegens" war der ganze Nimbus von ihres Sohnes Zukunft geschwunden und sie fing an, den Kopf hängen zu lassen.

Das konnten die Gäste in Madame Vögele's Garküche gar gut bemerken, denn der göttliche Jokus, der ursprüngliche Witz in ihren Reden war gelähmt, ihre Stadtgeschichten verloren alles Salz und die

gewohnte epische Breite; Madame Vögele ward mit einemmal in Allem, was sie redete, epigrammatisch kurz, und alle diese Aenderungen ihres Umgangs bewiesen aufs Deutlichste, daß ihr das Reden jetzt schwer falle. Jetzt erst überkam sie der Gedanke an ihren „unseligen" David mit aller Wucht mütterlichen Kummers und füllte ihre Nächte und Tage aus.

David war jetzt siebenzehn Jahre alt, ein Alter, in welchem man im Ghetto schon die Aufmerksamkeit derjenigen Frauen wachruft, die in Braut und Bräutigam Geschäfte machen und „Schatchintes" heißen.

Und wirklich war auch der silberne David in der Ehekandidatenliste der Madame Masche schon verzeichnet, wenn auch mit einer „dicken Notabene", was bei Madame Masche so viel zu bedeuten hatte, daß es ein schönes Stück Arbeit und ein noch schöneres Stück Geld kosten werde, ehe sich diese faule Waare an's „Weib" bringen lassen dürfte.

David lebte indeß unbekümmert und sorglos, die permanenten Vakanzen hindurch in den Ghettostraßen herumlungernd, in den Tag hinein. Seine Zukunft dünkte ihm immer die kleine Spanne Zeit zwischen Frühstück, Mittag- und Nachtmahl, und dieser Zukunft sah er immer hungergerüstet, mit der besten Zuversicht entgegen. Das Treiben der Menge, die Kraft und Zeit an den Werken der Arbeit vergeudet, sah er weniger verächtlich als staunend an; er begriff nicht, warum nicht Jeder im Ghetto eine Mutter mit einer rentablen Garküche als Fettpfründe besitzen und so dumm in die blaue Welt hinaussehen konnte, wie er.

Alle Versuche Madame Vögele's, David mindestens zur Erlernung eines Handwerkes zu bringen, scheiterten schon immer einige Tage nach der ersten Vollziehung des Gedankens; ja es kam dahin, daß kein Meister David in die Lehre nehmen wollte, weil alles Lehrgeld nicht den geringsten Theil der Anstrengungen aufwog, die man an David wenden mußte. So kam es denn auch, daß David binnen einem Jahre bei allen Handwerkern des Ghetto die Runde gemacht hatte.

Madame Vögele wußte nun nicht mehr, was mit ihm anfangen; dabei liefen täglich Klagen über Klagen ein über Ausgelassenheiten Anderer, die David auszuführen sich hergab.

Zwei solcher Vorfälle dürfen wir nicht unerzählt lassen, weil sie ganz dazu eingerichtet waren, das gesammte Ghetto in unerhörten Allarm zu versetzen.

Am Neujahrsfeste trägt der „Chasen"[1]) unterschiedlich von allen andern Männern während des Gottesdienstes den üblichen Sterbekittel und das dazu gehörige Häubchen. Durch eine zu tiefe Beugung bei irgend einem Gebetsabschnitte hatte sich Reb Jontef „Chasen" seine schwarzen Unaussprechlichen rückwärts gesprengt. Der „General der Schuppenjungen", der davon gefällig Kenntniß genommen, traf alsbald mit David die nöthigen Anstalten, um die Spaltung, die zwischen dem Unaussprechlichen und den Unaussprechlichen Reb Jontef's eingetreten war, zu einem erheiternden Intermezzo in der „Schul"[2]) auszubeuten. Der ersehnte Erfolg blieb nicht aus. Reb Jontef kam zum schönsten Stückchen seiner Gesänge, das er seinen Zuhörern zu Ende aufbewahrt. Gravitätisch sich räuspernd, die flache Rechte in ihrer ganzen Breite auf die rechte Wange legend, stimmte er sein: „Rom, tom, tom" an. Die Stelle muß melancholischen Ausdrucks, bußförmigen Charakters gewesen sein, denn Reb Jontef griff nach den Enden seines „Talles"[3]) und zog ihn über den Kopf, sein Gesicht tief hinein hüllend. Da erschollen mit einemmal in die melancholisch verklingenden Töne seines Gesanges laut auflachende Stimmen der zunächst Umstehenden. Der „Talles" Reb Jontef's hatte nämlich unglücklicherweise den „Kittel"[4]), an dem er durch David angespendelt worden, mit über den Kopf gezogen, und o Schrecken!

Was die Hosen bedeckten mit Tuch, vom grauen,
Das war jetzt offen und deutlich zu schauen!

Von der jüngern Generation der „Schulgänger" ward dieses Ereigniß mit wahren Lachkrämpfen aufgenommen, die ältere hatte durch ihre tiefe Andacht erst zu spät von demselben Notiz genommen, um ihm Einhalt thun zu können. Reb Jontef aber sang weiter, ohne zu wissen, was sein Hosenriß für Lärm angerichtet, bis auch ihm der angespendelte „Kittel" das Räthsel löste. Der Aufruhr über die gestörte Andacht und die sittliche Empörung der älteren „Schulbalbatim"[5]) forderte die Zurechenschaftziehung des Uebelthäters. David war glücklicherweise eine Viertelstunde früher, wenn auch aus andern Gründen, aus der „Schul" hinausgegangen und tödtete dadurch vielseitig den Ver-

---

[1]) Vorbeter. [2]) Synagoge. [3]) Das übliche Betttuch aus Schafwolle mit Schaufäden. [4]) Sterbegewand. [5]) Synagogenbesucher verheiratheten Standes.

dacht, den man hatte, daß er „Kittel“ und „Talles“ zusammengespendelt. Hatte er doch diesmal an Vielen, denen der Vorfall die Lachmuskeln geschüttelt, die heißesten Vertheidiger. Und so endete die Geschichte der Hosenspaltung mit dem wohlweislichen Rathe an Reb Jontef, sich künftig Beinkleider zu bedienen, die minder willig sind, als Offenbarung gewisser Körpertheile, die mehr nach der Seite liegen, wo die Sonne untergeht, zu dienen. Der silberne David aber wurde ab instantia freigesprochen.

Nicht so glücklich endete ein zweites Ereigniß, in dem Davids kunstfertige Hände wieder ihr Spiel hatten. Man beging im Ghetto das Fest der Offenbarung, auch das Erntefest benannt, und die Männer aus dem Stamme Aaron, die sogenannten „Konim“ [1]) segneten von den Stufen aus, die zur Bundeslade hinauf führten, die übrige im Gotteshause versammelte Gemeinde. Ceremonienweise geht dieser Segensspruch erst dann vor sich, nachdem sich die Segenspender ihrer Fußbekleidung entledigt, die Hände nach geheimen Regeln gewaschen und in bloßen Strümpfen mit über den Kopf gezogenen „Talles“ an den Stufen der Thoralade versammelt haben.

Da standen sie nun auch heute den Augen der Gemeinde, die nicht auf sie sehen darf, wenn sie nicht, der Sage nach, blind werden will, mystisch verhüllt, die nach den Regeln der Kabala ausgestreckten Finger über die Häupter der Andächtigen segnend ausbreitend, und stimmten ihr A=a=a, a=a=a an, das immer zu Ende des sein wollenden Gesanges in ein Wort des Segens auslief.

Nachdem sie den Segen beendet hatten, eilten sie von den Stufen, um sich durch Fußbekleidung den andern Sterblichen ähnlich zu machen. Vergebens suchten einige aus ihnen ihre Stiefel, um den Fuß wieder hineinschlüpfen zu lassen; sie waren rein verschwunden. Wo waren sie hingekommen die edlen, ledernen Fußbehälter? Man rieth her und hin, man erging sich in den sonderbarsten Vermuthungen; der Ghettowitz, dem die Sache nicht so tragisch erschütternd schien, stellte überhaupt in Frage, ob die Betreffenden gar in Stiefeln erschienen sind, oder ob nicht Gott selbst die Stiefel in den Himmel genommen, um nach diesen mustergiltigen seinen Engeln ähnliche machen zu lassen, wie deren

---

[1]) Priester.

seine Frommen tragen. Genug, die Stiefel waren nicht zu finden. Nach langem Hin- und Hersuchen jedoch kam man auf den Gedanken, daß dahinter wieder der silberne David stecken müsse. Gerathen. David hatte sie, natürlich wieder auf Ordre eines Andern, den Segenspendern in's Haus getragen.

Das wäre nun freilich nicht so arg gewesen, wenn nicht am Nachmittag das gesammte Ghetto durch eine Botschaft eigenthümlicher Art in Schrecken versetzt worden wäre. Zuerst raunte man sich das Geschehene nur in die Ohren, es muß so gräßlicher Natur gewesen sein, daß es für die erste Zeit nicht das Licht des öffentlichen Gespräches erblicken konnte. Nach und nach wurde es lauter und lauter, wer Ohren hatte, konnte es schon aus der Weite vernehmen; als aber das Gerücht die Form des wahren Ereignisses annahm, mischte sich Raunen, Mitleid, Entrüstung und ein Schock anderer Gefühle in das Urtheil der Menge. Denkt Euch! der Rebbe (der seit einigen Jahren neu fungirende, die Stelle des „Herübergelegten" einnehmende) kann seine Stiefel nicht „auskriegen"!! Der Rebbe kann seine Stiefel nicht ausziehen!!

Heil der Welt! durch Jahrtausende bewahrt, wo bist du hingerathen? Erde! willst du untergehen? Sonne! ziehst du dein goldstrahlendes Auge ein? Gott! wendest du dein Auge von uns ab? Gott, mein Gott! warum strafst du uns so hart, und lassest unserem „Rebbe" die Stiefel nicht auskriegen!

Der Fromme! Er wollte von den ceremoniellen Strapazen des Vormittags ausruhen, hingestreckt auf des Kanapé's weiches Roßhaarlager, sich im leichten Schlafe von den Engeln umschweben lassen und — o Gram, die Stiefel, sonst die gehorsamsten Diener, versagten heute! Der Fuß, der rechte, wollte heute von seinem ledernen Futteral nicht lassen, beide hielten sich innig umfaßt, denn der Stiefel war, während der Rebbe, der auch ein „Kon" gewesen, den Segen ausgetheilt, sorgsam verpicht worden!

Rührend mag diese Anhänglichkeit von Fleisch und Juchte gewesen sein, ein frühzeitiges Symbol der zu erwartenden Weltreligion der Zukunft, der allgemeinen, längst geträumten Verbrüderung von allem dem, was auf der Erde oben und im Wasser, unter der Erde, ist! Zu solchen traumhaften Reflexionen gehört aber die Natur eines Posa, und

Er, dem jetzt ein einfacher Stiefel, von gemeinen Menschenhänden verfertigt, zu widerstehen wagte, war kein Posa! „Der Rebbe kann den Stiefel nicht auskriegen!“ hieß es hier, „der Rebbe steckt im Pech!“ dort. Allgemeines Gewirre in den Straßen; es droht der Empörung tausendköpfige Hydra, man rennt an einander vorbei, mit Weh- und Hilferufen.

Ja Ihr, die Ihr mit kaltem Auge in diesem Buche die erschütternde Scene nachleset, Ihr habt kein Ermessen von der Lage einer Gemeinde, deren Rebbe vielleicht verurtheilt ist, auf ewig diesen Stiefel zu tragen, bis es dem Zahn der Zeit gefällt, einst die Atome dieses juchtenen Geschöpfes von einander zu trennen und Sohle und Absatz, Oberleder und Schaft in ein besseres Leben, das auch wir erwarten, hinüberzunehmen; Ihr habt keine Idee von der Tragweite dieser Pechwirthschaft.

Der Stiefel des Rebbe steckt im Pech! das ist nichts minderes, als: das Seelenheil der ganzen Gemeinde steckt im Pech! Und damit ist nachgrade nicht zu spaßen.

Den ganzen Nachmittag lief man im Ghetto hin und her, die Sympathie für den Stiefel des Seelsorgers war auf seltenster Art in allen Gemüthern wach. Die Trauer und Melancholie theilte sich auch der Natur mit. Von allen Zweigen und Blättern der Bäume am „Bes-chaim“[1]) lispelte es: was macht der Rebbe? was macht sein Stiefel? Der Himmel zog sich in Falten, ob des bösen Geschickes seines Kindes, die Sonne hätte gerne ihren ganzen Wärmeball über den Rebbe ergossen, um das Pech seines Stiefels zum Schmelzen zu bringen, aber irgend ein Liebig im Himmel unterrichtete sie von der Unschmelzbarkeit so edler Körper, wie Pech ist, sonst hätte sie gerne, und hätte es all ihr Licht gekostet, dem Rebbe geholfen, und wir säßen alle heute im Finstern da und dieses Buch wäre bei unaufhaltsam genährter Gasflamme entstanden. Alle Gänse schnatterten gräulich im Schlachthause als wollten sie sagen: wer wird jetzt unseren „Weschid“[2]) nachsehen, ob er auch „koscher“ ist? Bis auf den „Sforimkasten“[3]) erstreckte sich das Mitgefühl, denn die „Mischnajes“[4]) drohten aus ihren ledernen Einbänden zu springen, um mitzuhelfen, des Rebbe's Stiefel auszuziehen.

---

[1]) Gottesacker. [2]) Schlund. [3]) Bücherkasten. [4]) Abschnitte des Talmud.

Aber mit all diesen Sympathieen für den Stiefel des Rebbe war sein Fuß noch nicht entpicht. Auf den verschiedensten Orten waren bereits die Männer des Ghetto berathend zusammengekommen, alles erschien in der „Männerehrenden Versammlung", um mit Rath und That für den Rebbe und sein Pech einzustehen. Im Gemeindehause saß der Rath der Väter, die „Kolsleute"[1]), an der Spitze des Vorstandes, des „Rosch-Hakol"[2]), im traulichen Kreise beisammen und hatte bereits durch eine Deputation Dreier aus seiner Mitte dem „Rebbe" sein Beileid und den Wunsch baldiger Besserung ausdrücken lassen. Auch das Doktorenkollegium des Ghetto, seine medizinische Fakultät, bestehend aus Reb Jekel Doktor, Reb Aaron Barbierer, und drei in Barbierdiensten ergrauten „Subjekten" des letzteren, war beisammen, schien aber zu keinem Resultate gelangt. Von dieser Seite, wußte man an Ghetto, sei am wenigsten Rettung zu erwarten, denn, wie man richtig bemerkte, konnte das ehrenwerthe Collegium sein eigen Pech seit Jahren schon nicht los werden, wie sollte es Mittel für fremdes wissen?

Wie sehr man den Rebbe liebte und anbetete, bewies die Entrüstung, mit der die Ansicht des Doktorenkollegiums aufgenommen wurde, das eine Amputation des Fußes in seiner ganzen Herrlichkeit zu beantragen wagte! Ein amputirter Rebbe ein einbeiniger Seelenanwalt! So was Undelikates, Seelenmarterndes kann nur die Chirurgie aushecken!

Die Rathlosigkeit nahm indeß immer mehr und mehr zu. Da versammelte endlich gegen Abend ein Bocher aus dem „Cheder" des Rebbe eine Schaar muthiger Jünglinge um seine Fahne. Gegürtet mit langen Rachemessern, in den Händen Schläuche warmen Wassers, zogen sie aus, um der Gemeinde ihr geistiges Panier mit aller Gewalt wieder zu erobern, sei es allopatisch, durch Abschälung des Leders von den Füßen, oder hydropatisch mit Hilfe des warmen Wassers. Und der Segen der ganzen Gemeinde gab den Muthigen das Geleite zum „Killehaus"[3]), wo der Rebbe residirte.

Lange soll das kühne Häuflein die Rettung angebahnt haben; uns ist es genug zu wissen, daß nach drei Stunden — der Stiefel des Rebbe glücklich vom Fuße war, zur Freude und dem unbegränzten Jubel

---

[1]) Gemeindevorsteher. [2]) Oberhaupt der Gemeinde. [3]) Gemeindehaus.

aller Gläubigen. Die That der kleinen Schaar aber, die für den Stiefel ihres Rebbe in den Tod gegangen wäre, lebt noch heute zu Tage im Munde aller Nachkommen.

Nachdem nun der Fuß des Rebbe der Gemeinde gerettet war, dachte man erst des Uebelthäters. Leicht mußte dem Vorhergegangenen zu Folge der alleinige Verdacht auf den silbernen David fallen. Sogleich wurden auch die beiden Liktoren des „Killehauses“ zu Madame Vögele abgeschickt, um David zu holen. Ein Opfer mußte dem Rachegott gebracht werden, um die beleidigten Laren der Gemeinde zu versöhnen, und so wählte man nicht lange und griff mit richtigem Instinkte das Rechte auf.

Vögele zitterte an Leib und Leben, als man ihren David fortführte, und wäre nicht „Jomtof“[1]) gewesen, wo jegliche Arbeit untersagt, sie hätte geglaubt, man „führe“ ihren David „zum Hängen aus“. —

Tags darauf saß der Kriegsrath der Gemeinde im „Killehause“ über den silbernen David zu Gericht und beschloß nach langem für und wieder Reden: in Anbetracht dessen, daß das Attentat nur gegen den Stiefel des Rebbe und nicht gegen den Rebbe in eigener Person gerichtet war, daß ferner der Thäter es überhaupt auf einen Stiefel abgesehen und nicht grade auf den des „Rebbe“, daß ferner der Inquisit nur ein Opfer ruchloser Anstiftung: in Anbetracht aller dieser mildernden Umstände ist der silberne David mit acht Tagen „Kätzel“[2]) zu bestrafen.

Diese auffallende Schonung hatte David der Vertheidigung des Dr. Hader, eines armen Hungerleider, der einmal die juristischen Studien auf den Nagel hängte und seiner Herabgekommenheit den obigen Spitznamen zu verdanken hatte, zu danken. Freilich stand Dr. Hader bei Madame Vögele ganz „tief“ im „Buch“ drin und „eine Hand wäscht die andere“.

Vögele dankte Gott, daß ihr „Davidleben“ mit heiler Haut davongekommen; die acht Tage „Kätzel“, meinte sie, werde ihm an seiner „Partie“[3]) nicht schaden. — —

Madame Vögele glaubte nun, im Schooße einer beglückenden Ehe

---

[1]) Feiertag. [2]) Gemeindekarzer. [3]) Heirath.

liege für ihr „Davidleben" die einzig mögliche Rettung und ihr „Davidleben" müsse heirathen.

Hätte sie ihren David hergenommen und ihn gefragt, was das heiße Heirathen, gewiß hätte sie die eigenthümlichsten Begriffe von ihm entwickelt bekommen. Der Unterschied der Geschlechter hatte ihm nie viel Nachdenken verursacht; die „goldene" Haube machte bei ihm die Frau, wie das „dreieckig Hütel" den Mann ausmachte. Von der „Familie" und ihrer Bestimmung in der Sozialpolitik wußte er grade so viel als die Lettern der berühmten Riehl'schen „Familie" von dem Inhalt dieses Buches. — —

„Wer wird sich aber eine „Mauer" einwirthschaften?" frug ärgerlich Madame Masche „Schatchinte" [1]), mit der Vögele die Auswahl einer Lebensgefährtin für ihr „Davidleben" unterredete. — Ihr seht, Madame Masche, die gern etwas „verdiente", war sehr aufrichtig; „wie es ihr war um die Lung', so kam es von ihrer Zung'".

„Mein Davidleben muß doch ein „Chosen" [2]) werden, Madame Mascheleben!" antwortete Vögele, „wer sucht, der find'. Nur etwas „krand's" [3]), Madame Mascheleben". — Dabei blieb's. Werden doch die Ehen im Himmel geschlossen, und es sollte so schwer sein, die Braut ausfindig zu machen, die Gott für David bestimmt hatte?

Lange blätterte Masche „Schatchinte" in dem Buche, in dem die ganze heirathsfähige Mädchenwelt des Ghetto verzeichnet stand, blieb bei der und der Jungfrau ein Weilchen stehen, und blätterte wieder.

Was war da anzufangen? Die Eine hatte zu wenig Geld — denn Madame Vögele wollte mindestens eine anständige Schwiegertochter, „etwas krand's", wie sie sagte — für die Andre war David wieder zu dumm.

Endlich war etwas „Passendes" entdeckt; freudestrahlend ruhte Madame Masche's Auge auf dem rothangestrichenen Namen einer Jungfrau, Schlammes mit Namen. Husch — war sie mit der neugebackenen Idee bei Madame Vögele und in Einem Tage war die „Parthie" so viel als fertig. —

Im ganzen Ghetto herrschte die großartigste Heiterkeit, als man

---

[1]) Heirathsprokuratorin. [2]) Bräutigam. [3]) Tüchtiges.

von der projektirten Heirath des silbernen David redete; und mit nicht wenig spöttischer Freude sah man der Zeit entgegen, wo sich das Pärchen zum erstenmal in corpore dem Ghetto repräsentiren werde. Denn Jungfrau Schlammes galt so ziemlich als ein Pendant zum silbernen David.

In David selbst hatte das Vorhaben seiner Mutter, ihm ein Wesen an die Seite zu geben, das Leid und Freud mit ihm theilen werde, nicht die geringste psychologische Aenderung hervorgerufen. Er war ganz seiner gewöhnlichen Laune, aß Ritterfräuleins aus Pfefferkuchen und frug, ob seine Schlammes auch so aussehen werde.

Zur Abwechselung könne man auch einmal heirathen, meinte er und lief den lieben Tag hindurch die Gassen des Ghetto auf und ab, sich eifrig die Hände reibend. Am Tage der verhängnißvollen „Beschau", bei der sich die künftig für einander Bestimmten zuerst sehen und sprechen sollten, war in Vögele's Hause große „Wäsche". Vom Brauhause Woschtip wurden drei Butten warmen Wassers gebracht und in die große Badewanne des Hauses gegossen. Dann mußte Madame Vögele alle ihre Beredungskunst anwenden, um David in die Wanne zu treiben, endlich gelang ihr dies mit Hilfe zweier Ritterfräuleins aus Pfefferkuchen. Jetzt ging die Reibung an, und eine Stunde hindurch stand die Thüre beim Seifensieder nicht stille, so oft kam man, Lieferungen für den Leib des silbernen David bestellen. Endlich war David geschniegelt und gestriegelt, gesalbt und geölt; er sah so „spiegelblank" aus, daß man sich, der maßgeblichen Meinung Madame Vögele's nach, hätte in ihm „einsehen" können. Abends kam man versprochener Maßen im Ufergärtchen zur „Beschau" zusammen.

Da saß sie schon die Jungfrau Schlammes mit dem bräutlich pochenden Busen, der die beiden Endzipfel des Halstuches in stürmischen Wogen hin- und herschleuderte. Ihr Auge ruhte sichtbar auf die auf- und zugehende Gartenthüre, und die neben ihr sitzende „Schatchinte" hatte ihre Noth mit dem Mädel, wenn sie ihr etwas in's Ohr raunte. Armer Schweizerkäse! Du liegst so einsam auf dem grünbemalten Teller, und harrst noch immer der jungfräulichen Hände, die dich dem Ziele deiner Bestimmung zuführen sollen! Kind der Alpen! du hast keinen Begriff von dem, was in deiner Besitzerin jetzt vorgeht.

Doch — da waren sie schon die Längsterſehnten. Madame Vögele in ihrer Schabbes-Haube und dem seidenen „Schwonker“[1]), David in sein blau „Spenserl“ mit gelben Knöpfen gehüllt. „Die „Mechutonin“[2]) sind schon da“, rief Vögele verwundert, als sie Madame Masche und Schlammes dort sitzen sah, und dabei warf sie eine Replik auf ihr ganzes Söhnchen von Kopf bis zum Fuß und gab ihm einen leisen Ruck, mit der Hand auf Schlammes hindeutend. „Hm, hm,“ war alles, was David's Zunge als Antwort zu Wege brachte. Sein Gemüth war noch um einige Grade ruhiger, als sonst.

Zuerst that man gegenseitig, als ob man sich noch nicht kenne, grüßte lächelnd oder glotzte die Augen heraus, wie David that; man saß an zweierlei Tischen, und den bestehenden Regeln nach rückten bald darauf die beiden Madamen Masche und Vögele immer mehr aneinander, um das Pärchen ungestört sich selbst zu überlassen. Gewöhnlich schaut sich dann das zukünftige Pärchen fleißig verstohlen und beschämt an, bis die erste Hitze der Leidenschaft auf ihrer oder seiner Seite das rechte Wort findet, um die Conversation einzuleiten. Zwischen den beiden Madamen ward die Conversation im Ufergärtchen bald sehr rege; man that beiderseits groß und pries gegenseitig die großen Anlagen und Tugenden der betreffenden, künftigen Ehehälfte.

Besonders gab sich Madame Vögele Mühe, ihren silbernen David in ein ganz neues Geschöpf umzuwandeln. Alles, was man von ihm im Ghetto wußte, gab sie für den Ausfluß gemeinsten Neides aus, kurz, wenn man ihr zuhörte, war David ein wahrer Schatz.

Was thut eine „Schatchinte“ nicht alles für Geld? Und so gab denn auch Madame Masche, trotzdem sie von dem wahren Werth der Persönlichkeit David's fest überzeugt war, die glänzendste Charakteristik David's zum Besten, jedoch so, daß jedes Wort von Jungfrau Schlammes verstanden worden war.

Doch was half das Alles? Sah Schlammes doch in der That von allem, was Masche sagte, nur das Gegentheil an David. Da saß er auf seinem Stuhle, ohne sich um das Geringste zu kümmern, gähnte und gähnte wieder.

---

[1]) Mantel. [2]) Angehörige der Braut.

Endlich ward seine Aufmerksamkeit reger; groß richtete er sich auf, auf den andern Tisch hinsehend, aber was ihn fesselte und magnetisch mit sich fortriß, war nicht Jungfer Schlammes, die tugendsame Holdin, die vergebens nach ihm schielte und ihn mit aller Art zärtlicher Blicke haranguirte, es war — eine große „Dicht“[1]), die Madame Vögele aus der Tasche für den Mundbedarf herholte.

Wie sich da seine Augen belebten, wie sie erleuchtet wurden beim Anblicke der braunen, gebratenen „Dicht“! Der Geist seiner Väter und Mütter, die allesammt Garköche waren, war in diesem Augenblicke über ihn gekommen und mit prophetischem Blicke erkannte er seinen Beruf. Begeistert griff er nach der dreispitzigen Gabel, und seine Pflicht erkennend, holte er die Angebetete vom Teller seiner Mutter im Nu herüber. Es war die erste Entführung, die David je vollzog, aber was wahr ist, ist wahr, er vollzog sie mit einer Festigkeit und einer unerschütterlichen Seelenruhe, wie sie zu kühnen Thaten erforderlich sind. Jungfer Schlammes lächelte in sich hinein, und Madame Masche zupfte ihr am Unterrock. „Jetzt“, dachte Schlammes, „wird er anfangen mit mir; er hat nur auf passende Gelegenheit gewartet, um anzubinden, jetzt wird er mir ein Stück „Dicht“ verehren und so die Conversation einleiten.“ Arme, du täuschtest dich!

David machte nicht die mindeste Reflexion, und setzte seines Mundes Arbeit rüstig fort. Schon war er bei den nackten Beinen der „Dicht“ angelangt, sie war bereits fast ganz enthäutet, und noch war kein Wort über seine Lippen gekommen. Schlammes wurde schamroth, als sie David alle die sehnsuchtsvollen Blicke an eine „Dicht“ verschwenden sah, die sie für sich in Anspruch nehmen zu müssen glaubte.

Da versuchte Madame Vögele, die Unterhaltung zwischen David und Schlammes anzuknüpfen, aber alles scheiterte an der Theilnahmlosigkeit David's, aus dem kein Wort noch herauszubringen war.

„Mauer, Mauer! red'! red'!“ flüsterte Vögele ihrem Sohne zu und gab ihm rücklings einige Rippenstöße zur Aufmunterung. Alles umsonst. David rührte sich nicht, den Blick zu Boden gesenkt. Hie und da blickte er einmal auf seine Holdin und glotzte sie an, so an, daß die übrigen Gäste in ein lautes Lachen ausbrachen. Das war zu arg.

---

[1]) Gansschenkel.

Wie wüthend, da sie diese Tölpeleien nicht mehr mit ansehen konnte, sprang Madame Masche auf und Schlammes mit sich fortziehend, rief sie laut, mit einer Tonfärbung, die das Endurtheil über den „Schidech“[1]) deutlich durchblicken ließ: „Gut Nacht, Madame Vögeleleben. Schad', für den Fuß naßmachen. Bemm[2]) bleibt Bemm!“ Und fort war sie mit Schlammes.

Des andern Morgens sprach man im gesammten Ghetto von nichts anderem, als von der berühmten „Beschau“, bei der gestern der silberne David gewesen. Aus der „Partie“ ward selbstverständlich nichts. Schlammes hatte sich ganz bestimmt dahin geäußert, daß sie den „Bemm“ nicht begehre. — —

Madame Vögele zeigte sich nach diesen Vorgängen durch acht Tage nicht in ihrer Garküche. Sie sperrte sich mit ihrem David ein, um nicht von den Leuten ausgelacht zu werden.

Die Vorgänge in letzter Zeit hatten jedoch ihre Meinung über David nicht erschüttern können. Sie sah alles Geschehene für eine Läuterungsquelle seines Lebens an und sagte: „Weil ihn der Rebbe aus dem „Cheder“ gejagt, hat ihn der liebe Herrgott selber in's „Cheder“ genommen; da wird er mehr lernen in einem Tage, als im „Cheder“ in einem Jahre.“

Die Philosofie ihrer Mutterliebe verhehlte ihr nicht, daß ihr David zu etwas Besserem geschaffen sei. Und so gab sie auch die Brautfahrten nicht auf. Allwöchentlich ward David zur „Beschau“ geführt, ohne daß das Resultat einer jeden anders ausgefallen wäre, als das der berühmten Ersten. In allen Fällen hatte sich David gleich benommen, mit jener Gleichgültigkeit, die ein Kind der geistigen Trägheit ist. Er liebäugelte mit seinen „Dichten“ und öffnete vor und nach der anatomischen Behandlung der „Dicht“ den Mund höchstens zum Gähnen.

So kam es, daß auch die Philosofie der Mutterliebe Madame Vögele's in ihren Glaubenssätzen zu wanken anfing. Noch einmal wollte sie es mit ihm probiren, es sollte die letzte „Beschau“ sein, zu der sie ihren David führt. Diesmal nahm sie selber Lehrerdienste bei ihm. Sie lehrte ihm, so viel als möglich, den Umgang mit Bräuten, sagte ihm, daß er bei der „Beschau“ anfangen solle, vom schönen Wetter zu

---

[1]) Parthie. [2]) Dumm.

reden, daß er sich rühmen solle, viele Bücher gelesen zu haben, wie z. B. Campe's Robinson von Schiller und Schiller's Räuber von Kotzebue, kurz sie suchte ihm die Regeln eines „galanten Jüngels" möglichst getreu einzupflanzen.

Die „Beschau" kam heran. Im Ghetto ward, sobald man von einer Brautfahrt des silbernen David hörte, die Freude allgemein, und man versäumte es nicht, sich baldmöglichst am Schauplatze einzufinden, um den köstlichen Abend nicht zu versäumen. So sehr deshalb Madame Vögele auch immer den „Beschauplatz" zu verheimlichen strebte, immer wußte die Spürnase irgend eines „Schuppenjungen" denselben herauszufinden.

So war nun bei dieser letzten „Beschau" der Jesuitengarten ein kleines Ghetto, bestehend aus den Verehrern der Tölpeleien des silbernen David. Madame Vögele erschrak nicht wenig, die gewohnte Versammlung der Spötter zu sehen; eine Umkehr war aber nicht möglich.

Die erste Zeit verfloß gerade so, wie die bei der geschilderten ersten „Beschau". Endlich begann die Conversation zwischen David und Zirl (so hieß die neu ihm Zubestimmte). Ein Puff in die Flanken David's, von Vögele ausgeführt, ersetzte die Theaterglocke und der erste Akt begann.

„Schönes Wetter heut! Gotts Wunder!" fing David an. Draußen aber regnete und schneite es den ganzen lieben Tag schon hindurch. Das genirte David nicht; hatte ihm doch Madame Vögele einstudirt, er solle vom schönen Wetter reden! Zirl war still; sie wußte nicht zu antworten, auch benahm ihr das deutlich zu hörende Geflüster und Gelächter der Umsitzenden ihre Unbefangenheit. Dann ging's weiter. Zirl redete von der „Bestimmung" Gottes, und wie Alles, selbst ein „Schidech", von Gott komme. Auf dieses Capitel hatte David Madame Vögele keine Antwort einstudirt, er griff daher nach dem Vorrathe seiner übrigen Kenntnisse und antwortete Zirl mit Campe's Robinson von Schiller und Schiller's Räuber von Kotzebue. Neues Gelächter in der Umgebung. Kein Wunder, man hatte den silbernen David im Ghetto zum ersten Mal heute von der Seite des conversationellen Umgangs kennen gelernt, und er war heute gar so geistreich! Erst wenn er mehrere verschiedene Antworten, wie er sie einstudirt, gleich auseinan=

der im Zusammenhange zum Besten gab, so daß er einen förmlichen Vortrag hielt, rutschte Zirl mit ihrem Sessel hin und her, hüstelte und suchte so ihre Verlegenheit zu verbergen.

Noch aber wäre eine Rettung des „Schidech“ möglich gewesen, hätte nicht ein unseliges Worteverschiebsel diesen letzten Rest der Möglichkeit benommen. Um auf minder heikle Punkte der Conversation einzulenken, wo Zirl eine gesündere Antwort von David voraussetzen zu können glaubte, brachte sie das Gespräch auf Familienverhältnisse. Inmitten dieser Anstrengungen erdröhnte plötzlich ein unsterbliches Gelächter der Umgebung. Bachantisch wälzten sich die Gäste im Jesuitengarten auf ihren Sesseln und hielten sich die Bäuche vor Lachen. Was muß es gegeben haben, um das Gelächter, das bis jetzt in den Schranken der engern Kreise geblieben war, mit einem Mal so unbändig zu entfesseln!

Zirl hatte vom Vater David's gesprochen und vernommen, daß er schon lange aus diesem Leben geschieden sei. David wollte die Gegenfrage um ihren Vater nicht schuldig bleiben. Zugleich erinnerte er sich, daß ihm Vögele anrieth, so viel als möglich hochdeutsch zu sprechen, vorzüglich aber statt Vater, Papa, statt Mutter, Mama zu sagen, was ihm mehr Ansehen geben werde. Jetzt war die Zeit dazu. Aber, o Unglück! David hatte das Wort „Papa“ leider vergessen, statt dessen war ihm ein Wort gerade in den Mund gekommen, das auch ein p als ersten und dritten Buchstaben hat, statt der beiden a aber an betreffende Stellen ein o setzt und etwas cynisch klingt. Denkt Euch nun dieses Wort in der Frage, die David an Zirl stellte: „Und was macht ihr Papa, Fräulein Zirl?“ anstatt „Papa“ gesetzt, und ihr werdet nun die unbändige Heiterkeit, die diese Frage im Jesuitengarten erregte, leicht begreiflich finden. —

Einige Minuten darauf war der Jesuitengarten leer. Die Gäste hatten sich unter den wiederholtesten Ausrufungen der Frage, die David an Zirl stellte, entfernt. Draußen aber standen einige Pfiffikuse, die den seltenen Jüngling David triumfirend nach Hause geleiten wollten. Doch umsonst. Madame Vögele war mit ihrem silbernen Söhnchen zur Hinterthüre so schnell als möglich davongeeilt, um weiterem Spotte auszuweichen. Auch Zirl hatte unbemerkt, bis über Kopf und Hals in Scham steckend, das Weite gesucht.

So endete die letzte „Beschau“. Im Ghetto hatte man auf ein halbes Jahr hinaus Lachstoff und ließ ihn nicht unbenutzt, sobald sich nur David irgend zeigte.

Madame Vögele ließ von nun an alle Beschaugedanken ruhen und verzichtete auf die Freude neuer Generationen. Der silberne David setzte sein altes Leben fort. Auch er dachte mehr an keine Heirath, seit die „Beschau“ auf „hochdeutsch“ so schlecht ausgefallen.

Mit immer neuen Ritterfräulein aus Pfefferkuchen verlebte er den Rest seiner Tage und ging zur Zeit so ohne alle Gewissensbisse aus der Welt, wie er ohne dieselben auf die Welt gekommen war.

II.

Das Stempile.

„Gott's große Wunder, was du schon wieder gewachsen bist, über Nacht, Elleleben!“ sagte Reb Sabel Huter zu seiner Tochter Elle alltäglich, wenn er aus den Federn kroch, und dann ließ er sich seine Pantoffel holen, steckte die Füße hinein und verlangte von der alten Gretel das „Lavor“, um sich zu waschen; denn ungewaschen rührte dir Reb Sabel keine menschliche Fingerspitze an und ging nicht fünf Ellen weit über's Zimmer. Dann aber, wenn dies alles vorüber, streichelte er die rosigen Wänglein seiner Elle-„leben“ und hielt ihr Kinn mit einer solchen strammen Festigkeit, als hätte er sein „Spitzbärtel“ in Händen. Letzteres war aber auch den ganzen Tag über der Fall.

Unser Reb Sabel war kein Hutmacher, wie sein Name anzudeuten schien. Den Namen hatte er blos von seinen Vätern überkommen, die der Huterzunft angehörten. Er aber war ein Mann, der in den Wegen Gottes wandelte, d. h. er saß täglich von früh bis in die Nacht hinein vor seinem „Talmudgesätzel“, das durchzumachen war, und wenn es da die herbsten Fragen zu beantworten gab, da mußte allemal das Spitzbärtl herhalten und wurde so lange durch die Hände geschoben, bis die herbe Frage in ihrer ganzen Größe und Tiefe gelöst war. Für Reb Sabel gab es nur drei Gegenstände der Verehrung: Gott im Himmel, sein Spitzbärtel und seine Elle auf Erden.

Das Spitzbärtel war ihm der Urquell alles menschlichen Wissens, der goldene Brunnen, aus dem die talmudische Weisheit geläutert von

den Schlacken alles menschlichen Zweifels hervorquillt. Es hat eine Zeit gegeben, wo Reb Sabel sein Spitzbärtel minder sorgfältig und zärtlich pflegte, wo ihm das Wachsthum und Gedeihen desselben minder am Herzen lag. Die Zeit war vorbei.

Eines Tages stürzte Aiern in das Zimmer Reb Sabel's. Wer war Aiern? Er war Famulus aller gelehrten Talmudisten im Ghetto; er putzte ihnen die Stiefel, stäubte ihnen ihre Folianten aus, erzählte ihnen Neuigkeiten, und dies letztere geschah mit der Würze einer derben, lustigen Laune, die dabei die komischesten Schnurren springen ließ.

Man brauchte sich nur Aiern zu denken, um einen komischen Eindruck erregt zu wissen. Eine kleine, hagere Gestalt, ein Gesicht, alle Farben der Häßlichkeit spielend, eine Nase, die mit ihrer Kupferfarbe immer zu sagen schien: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt", schlottrige Haltung und ein Paar Hühnerfüße — geben die Umrisse von Aiern's Persönlichkeit.

„Gut Morgen, Rebbeleben!" sprach Aiern, als er diesmal kam, und stellte die zwei Paar Stiefel, die er mitbrachte, in die Zimmerecke.

„„Gut Jahr, Aiern!"" klang es kurz angebunden von den Lippen Reb Sabel's, der sich dann weiter in seinem Folianten vertiefte. Aiern wartete auf die gewöhnliche Auskundschaftsformel: „Was is, Neues?" und sah darum den Rebbe an. Als diese Frage aber heute nicht heraus wollte, frug er mit einschmeichelnder Rede: „Hm, der Rebbe ist heut auf der unrecht' Seit' aufgestanden? Darf ich nix erzählen?" und mit diesem letzten Ausdrucke der Resignation wandte er sich und wollte gehen.

Reb Sabel war zwar nicht „aufgelegt", aber er konnte es doch nicht über's Herz bringen, Aiern ohne gewöhnliches Referat zu entlassen, und rief ihm daher gnädig zu: „Nu, heraus damit!"

„Heraus damit? — Der Russ' hat den Juden die Bärt' verboten. Is schon draußen!"

Elektrisch scheuchte die Nachricht Aiern's Reb Sabel aus der gepolsterten Tiefe seines Lehnstuhls heraus. Er sprang auf und sein Antlitz war roth, als wäre er so eben aus dem Pelotonfeuer eines talmudischen Straußes gekommen. Mit fast zitternden Händen griff er nach seinem Spitzbärtel. Und wohlthuend lief es ihm durch die Glieder,

das süße Gefühl des Besitzes. Es war, als wollte er sich zurufen: „Du, Sabel, hast noch Gottlob dein Bärtchen.“ Aber in demselben Augenblicke war auch das Band der Allianz mit dem Zaren der Reußen, das Reb Sabel seit Jahren als guter Sohn seines Vaterlandes im Herzen trug, zerrissen. Gewiß, Reb Sabel war der erste Oestreicher, der sein Herz von weiland Nikolaus abwandte und so das Hinneigen zu den Westmächten antizipirte.

Aber noch malte sich Unruhe auf seiner Stirne, denn er war ein Mensch, der über die Tragweite des Augenblicks hinaussah und sich darum auch sein Bärtel schon der Censur verfallen vorstellte.

Darum, als Aiern boshaft bemerkte: „Vielleicht werden die Weiber dafür Bärte tragen dürfen“, brach er in Aerger aus über den Indifferentismus Aiern's und wies ihm für heute die Thüre. —

Von jener Zeit datirt die Zärtlichkeit für das Spitzbärtel. Von da an schloß er einen Seperatartikel in sein tägliches Gebet ein, in welchem er den Herren der Heerschaaren anflehte, daß er seinen Herren und Kaiser, daß er „Haus Ostereich“ erleuchte, daß Er ja nicht, wie sein gesalbter Bruder im Reußenlande, den Juden die Spitzbärte verbiete. —

Neben seinem Spitzbärtel war für Reb Sabel nur Elle „sein ganz Leben“.

Elle war gar kein übles Mädchen. Das schwarze Auge, das mit seinem strahlenden Feuer auf den Orient hinwies, der niedlich geformte Mund, der so fröhlich aller Welt zulächelte, und die schneeweiße Farbe des Teints würden unter andern Umständen nicht den gehörigen Eindruck verfehlt haben. Elle aber hatte das Mißgeschick, nicht zu den Großen ihrer Nation zu zählen. Ein sehr kleiner Körperbau, der nicht einmal die allergewöhnlichste Mittelgröße erreichen zu wollen schien, hatte allen Eindruck, den sonst ihr Aeußeres machen konnte, im Vorhinein zerstört.

So war Elle dreizehn Jahre alt geworden, ohne daß die Hoffnung des Größerwerdens, mit der sich Reb Sabel trug, sich nur im Geringsten erfüllt hätte.

Darob war Reb Sabel sehr unruhig; liebte er doch Elle, die ihm die Todesstunde seines Weibes in's Leben geschafft, mit einer an Vergötterung grenzenden Inbrunst. Er dachte sich immer Elle als die Säule

seines Alters, von der er in Liebe werde getragen werden, und sie, die in Allem die Zierde des Ghetto hätte sein können, sah er nun vielfach zurückgesetzt.

Im Ghetto nannte man Elle nur immer „das Stempile", womit man gewöhnlich die allerletzten Ueberreste einer herabgebrannten Kerze bezeichnet. Ihre Gespielinnen sahen auf sie mit einer Haltung herab, die einer gewissen Verachtung nahe kömmt, und wenn man sie nicht gänzlich mied, so war ihre Seelengüte und Herzensmilde, mit der sie ihre ganze Umgebung behandelte, und der Wohlstand ihres Vaters daran Schuld. Reb Sabel ward von Tag zu Tag unruhiger. Die fürchterlichsten Märchenheldinnen, von denen ihm seine Amme einst erzählt, stiegen allmälig vor ihm auf und seine Elle kam ihm dann wie eine Gnomenkönigin vor.

Auch Elle wurde allmälig ihrer stiefmütterlichen Behandlung von Seiten der Natur einsichtig; wenn sie die Mädchen des Ghetto, die ihres Alters waren, stattlich schlank, wie die Palmen Jerusalems, emporschießen sah und sich dabei der eigenen verschwindenden Gestalt erinnerte, da konnte sie denn doch nicht gleichmüthig bleiben und es setzte sich ein geheimer Aerger darüber in ihr fest, der bei einem Mädchen, das schon an und für sich mit einer Dosis Eitelkeit zur Welt kommt, immer weiter und weiter um sich greifen mußte.

An Erziehung hatte es freilich Reb Sabel nicht fehlen lassen. Die Lehrer gingen bei Elle aus und ein und sie blieb in nichts zurück, was die damalige weibliche Bildung für lernenswerth hielt.

Von einer Erziehung des Herzens aber, die allein ein Individuum über allenfallsige Schnitzer, von der Natur begangen, hinwegzuheben vermag, konnte bei Reb Sabel und allen Lehrern nicht die Rede sein. Seine Liebe selbst artete nach und nach in Verhätschelung aus; freilich vermochte er selber nicht sich über den äußern Mangel des Körperorganismus seiner Tochter hinwegzuheben und sah ihn für ein unabänderliches Unglück an. Was nützte da, wenn er Elle täglich zurief, wie sie über Nacht gewachsen sei, wenn er die Täuschung so weit trieb, daß er ihr an den Fingern nachwies, um wie viel sie heute größer sei, als gestern — Elle blieb doch ein „Stempile", wie früher.

Nun wurde von Reb Sabel ein zweiter Separatartikel für das Wachsthum seiner Elle, als Einschluß in's tägliche Morgengebet, für nöthig befunden. Und warum nicht? dachte und kalkulirte Reb Sabel. Wenn man für das Wachsthum und Gedeihen der Feldfrüchte in regenarmen Zeiten Gebete gegen Himmel sendet, warum sollte es einem unglücklichen Vater nicht gegönnt sein, für das Wachsthum seiner Tochter zu beten?

So war nun das Gebet der „achtzehn Segenssprüche", das Reb Sabel jeden Morgen betete, um zwei eingeschobene Separatartikel größer geworden. Darum hätte sich Keiner im Ghetto gekümmert, denn Reb Sabel, dachte man, hat Geld und Zeit genug, um den ganzen Tag für sein Spitzbärtel und seine Elleleben zu beten.

Das Ding hatte aber einen andern Haken. Reb Sabel ging natürlich, wie jeder „Rebbe", täglich in die „Schul"[1]). Da ist es nun Gebrauch, daß der Vorbeter mit der lauten Wiederholung der „achtzehn Segenssprüche" erst dann beginnt, wenn der Rebbe „ausgegangen", d. h. wenn er sie für sich in aller Stille beendet hat, was durch das Aufheben des Schlusses der beiden Füße angezeigt wird, denn das Gebet wird bis zu Ende stehend, mit geschlossenen, zusammengegebenen Füßen verrichtet.

Einigemal schon wurden die Besucher der „Schul", in der Reb Sabel als Schulrebbe fungirte, über das lange Stehen desselben bei diesem Gebete stutzig.

Die armen Leute!

Der Eine wollte auf seinen Pfeifenkram im Tandelmarkt, der Andere hatte zu Hause noch auch zu beten, den Dritten rief das „Anbeißen", kurz alle wurden ungeduldig. Und sie sollten da dem Rebbe aufwarten? —

„Mir scheint, der Rebbe „ohrt"[2]) für sein todt Weib auch ein schön Stückel," sagte Itzig Goldberg.

„Hast Gedanken! Der Rebbe thut ein Bissele knappizen[3])!" meinte Feivile Krummer.

„Knappizen? Noch schöner als schön! Werden wir ihn aufwecken. Noch schöner als schön!" murrte Reb Mosche Gascheles — der „Schul-

[1]) Synagoge. [2]) Betet. [3]) Schlummern.

korach" genannt, weil er immer den Zankapfel abgab — und dabei zitterte ihm das „Noch schöner als schön" noch immer über die Lippen, da er schon längst ausgeredet.

Reb Sabel aber hatte vom Anwachsen dieses innern Aufruhrs in der „Schul" keine Spur; er war im tiefen Gebete für seine Elle versunken.

So lange es beim Murren blieb, hatte es gute Wege. Eines Tages aber, als man diese fromme Insolenz Reb Sabel's nicht mehr zu ertragen vermochte, ward der „Schulkorach" auserlesen, das Rachewerk an Reb Sabel zu vollziehen.

Reb Sabel stand schon gegen zwanzig Minuten „Schmone-Esre"[1]) und noch war er nicht fertig. Man wartete, wartete wieder, noch war kein Gedanke zum „Ausgehen". Da nahm der „Schulkorach", froh, mit dem Rebbe anbinden zu können, einen Bettpolster, den er eigens mitgebracht, und ging mit ihm zum Rebbe. Dort angelangt, klopfte er dem Rebbe leise auf die Schulter und frug ihn, spöttisch auf den Polster zeigend: „Will der Rebbe ein Kissen zum Knappizen?" — Ein heilloses Gelächter folgte dieser Frage in der ganzen Menge der Versammelten.

Reb Sabel erröthete; er hätte Flammen gespieen, wenn er einen Vesuv im Herzen getragen hätte, so aber begnügte er sich mit dem strafenden Tone seiner Rede und rief den Ungeduldigen einmal über's andremal mit dem „Ständer"[2]) am Boden schlagend zu: „Amrazim[3])! Kitzelt euch der Darm schon? Wollt's schon den Strumpf anfüllen? Gehts, Amrazim, gehts, daß ihr nix versäumt's. Pfui, pfui, pfui!" und dabei gab er bei jedem der drei letzten Empfindungswörter der Galle ein schönes Theil von seinem gelehrten Speichel dem Fußboden zum Besten.

Ausgespuckt hatte der Rebbe aber schon vor leeren Wänden, denn Alles war bereits aus „Schul" draußen und Reb Sabel war allein. Die nächste Folge dieses Auftritts war, daß der Rebbe mehr kein „Minjen"[4]) in seine „Schul" bekommen konnte und zum Gerede im Ghetto wurde.

---

[1]) So heißt das Gebet der achtzehn Segenssprüche. [2]) Gebetbuchpult, wie deren vor jedem Sitz in der Synagoge steht. [3]) Ignoranten. [4]) Die Anzahl von zehn Männern, die vor Anfang jedes Gebetes anwesend sein muß.

In Reb Sabel hatte die Verletzung, die ihm da öffentlich zu Theil wurde, nur noch mehr Erbitterung hervorgebracht. Er hatte glücklicherweise auf die Gemeinde nichts zu geben, denn sein bescheidenes Vermögen machte ihn gänzlich unabhängig, aber der Umstand, daß sein Gebet für Elle's Wachsthum bald bekannt wurde und ihn und seine Elle erst recht lächerlich machte, belastete schwer sein väterliches Zartgefühl.

Elle selbst wurde mit jedem Tage nachdenklicher. Sie war nicht mehr in den Jahren, wo man sich vorspiegeln läßt, man werde täglich um so und so viel größer; und so mußte sie sich denn endlich sagen, daß die Anstrengungen ihres Vaters, ihr stündlich ihre künftige Größe in spe mit den lebhaftesten Farben auszumalen, nichts anderes seien, als zärtliche Belege seiner väterlichen Liebe.

Bei Gebetsversuchen allein ließ es Reb Sabel nicht bewenden; seine unerschütterliche Ehrfurcht vor Gott, den er doch fähig hielt, alles anders machen zu können, ließen ihn auf neue Mittel sinnen. —

Aiern, dem es doch überall nur um den Spaß zu thun war, rieth unserm Reb Sabel einmal das Flehen und die allgemeine Inbrunst der ganzen Gemeinde für Elleleben in Anspruch zu nehmen. Richtig ward das allgemeine Aufgebot erlassen. Aus jeder „Schul" wurden zehn arme Männer genommen, die durch acht Tage allmorgentlich einige Psalmen für Elle's Wachsthum in's Treffen führen mußten. Andere mußten wieder, ebenfalls gegen Honorirung, ihren Leib an jeglichem Montag und Donnerstag kasteien. Alles dies unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit.

Da wollte es der Zufall, daß einmal einige dieser Leibkasteier den starken Mahnungen ihres Magens nicht zu widerstehen vermochten, und sie es für unnütz hielten, für das Gedeihen der Natur Elle's ihren natürlichen Bedürfnissen, wenn auch gegen Bezahlung, Zwang anzuthun.

Einer dieser heldenmüthigen Vertheidiger der Rechte des Magens stand eben beim Kram der Madame Esterl „Käshändlerin", um sich verstohlen mit einigen Käschen gütlich zu thun.

Unglückseliger! Die Strafe ruhte vor der Thüre. Reb Sabel kam grade einher. Der geheime Sünder würgte die letzten Reste mit sichtbaren Anstrengungen in den Magen, aber, es nützte nichts — die Spu=

ren des theuern Genusses saßen ihm noch in den Zähnen. Da hat ihn Reb Sabel, dessen Auge durch die Gassen schweift, schon erblickt — paff — war das letzte Stück des Käschens, das grade der Bestattung zu seinen Kollegen harrte, dem Verräther aus dem Mund geschlagen. Das Ereigniß kam vor das Tribunal des Ghetto. Reb Sabel wurde freigesprochen, aber der beleidigte Kläger hatte sich durch Erzählung des Geheimnisses gerächt. Das Fasten für Reb Sabel's Elle war zum Sprüchwort geworden. —

Elle war nun in den Jahren, in denen ein Mädchen mit dem Aufgebote aller nur möglichen Mittel gefallen zu müssen glaubt. Je mehr nun ihr Aeußeres in den Hintergrund gerückt war, desto mehr nahm ihre Eitelkeit Tag für Tag zu. Ihr ganzes Sinnen und Trachten bildete sich dahin aus, neben den bedeutenden Mängeln ihres Wuchses keine anderen aufkommen zu lassen. Reb Sabel bot nur zu willig die Hand dazu. War er ja schon froh, Elle von den Gedanken ihres Mißwuchses, die sie bisher quälten, abbringen zu können, und unterstützte daher diese bis in's Kleinste sich erstreckende Eitelkeit des Mädchens mit allen materiellen Kräften. Gebet und derlei Mittel hatte er bereits aufgegeben, jetzt war er bedacht, seine „Elleleben" glücklich machen zu können.

Nun ging es an die Entfaltung von Pracht und Glanz in Gewand und Schmuck. Das kostspieligste Verlangen wurde bald, nachdem es von Elle's Lippen gekommen, zur That. In Elle hatte sich der Gesichtspunkt geltend gemacht, sie müsse alles absonderlich haben. Weil sie sich von Natnr aus nicht andern Mädchen überlegen zeigen konnte, wollte sie es ihnen auf jede andere Weise zuvor thun. Ihre Kleider, ihr Schmuck durfte nicht im Geringsten denen eines andern Mädchens ähnlich sehen, und wie die Nachahmungssucht der übrigen Ghettotöchter von Elle's Garderobe einmal Notiz nahm, sogleich war das Original Elle's, und wäre es auch noch so kostbar gewesen, und hätte es auch noch so wenige Tage seit seinem Entstehen gezählt, unwiderruflich dem Untergange geweiht.

Solche Capricen der Eitelkeit Elle's zurückzuweisen, war Reb Sabel nicht der Mann: wie oft, wie bitter hatte er sich den baldigen Ruin seiner Vermögensumstände ausgemalt, und doch hatte er nicht den

Muth, vor Elle hinzutreten und ihr zu sagen: Elle, wenn Du so fortfährst, machst Du mich zum Bettler. —

So vergingen Tage und Monate. Elle dachte an nichts, als an das Eingehen in Hymens Tempel. Sie war schon neunzehn Jahre alt und zum Schrecken ihres Vaters noch immer „das Stempile" von früher.

Jetzt fing Reb Sabel seinen Augen nicht zu trauen an. Eines Tages ließ er den Bocher holen, der Elle vor zwölf Jahren das Alfa aller Weisheit gelehrt.

Der zärtliche Vater glaubte schon im Voraus auf die Ueberraschung und den guten Eindruck, den Elle auf ihren früheren Hofmeister machen müsse, pochen zu können.

Der „grade" Bocher aber meinte, Elle sei immer so groß noch, als damals, da er sie in die Kinderbewahranstalt geführt. Den Dank für dieses aufrichtige Geständniß glaubte Reb Sabel nicht anders erstatten zu können, als daß er dem Bocher rieth, das Haus so schnell als möglich zu verlassen, wenn er anders nicht auf seine eigenhändige Beförderung auf die Gasse hinaus zu harren Lust hätte. —

An Parthien für Elle fehlte es nun freilich, da man im Ghetto weiß, daß Reb Sabel noch immer mehr Geld als Verstand habe, nicht. So manches heirathslustige „Jüngel", dessen Börse eben so schlank ist, als Elle's Wuchs, läßt der Kleinen seine Hand antragen. Die Thüre in Reb Sabels Hause steht den Tag über nicht still; die „Schatchonim"[1]) gehen fort aus und ein. Umsonst. Für Elle scheint kein Mann geschaffen. „Sie will etwas Ausgefallenes" meint Reb Sabel und zuckt die Achseln, zum Zeichen, daß ihr Wille geschehe auf Erden, Amen.

„„Aber etwas Ausgefallenes will wieder ihre Elle nicht"" antworten die „Schatchonim" und machen dabei ihre erfahrungsvollen Mienen. So geht es weiter. Keiner bringt das Ersehnte.

In Elle hatte sich die Eitelkeit indeß zur vollen Krankheit und Leidenschaft ausgebildet, zu einer Leidenschaft, deren Folgen anfingen immer trauriger zu werden. Den lieben Tag verbrachte sie am Spiegel. Der Gedanke ihrer Zurücksetzung hatte sie störrisch und unbiegsam gemacht; sie konnte nur

---

[1]) Heirathsprokuratoren.

ihren Willen und der wollte das vom Schicksal ertrotzen, was ihr von Anfangs her versagt worden. So kam es, daß sie sich nie zu genügen vermochte. Wenn sie an Glanz und Pracht der Ausstattung schon alles überstrahlte, wenn es von Seiten der Kunst nichts mehr an ihr zu thun gab, wenn man allen Tadel abgeschnitten glaubte und Reb Sabel auch zehnmal sagte: „Na, jetzt bist du „betamt",[1]) jetzt siehst du aus, wie ein Zuckertöckele!" — Elle glaubte immer noch nicht die rechte Vollendung erreicht zu haben, jene Vollendung, die ihren angeborenen Mangel vergessen machen sollte.

Kamen erst noch Zufälligkeiten physischer Natur hinzu, die in irgend ihr Antlitz zu entstellen drohten, da verfiel Elle in ein böses Murren gegen alles Heilige auf Erden, und brachte den alten Vater der Verzweiflung nahe.

Ein Grauen besonderer Art hatte sie vor jeder, auch der geringfügigsten Krankheit. In kein Haus des ganzen Ghetto sah man Reb Salme „Rofe"[2]) so oft gehen, als in das Sabels.

Die vorübergehenden Leute, die Reb Salme zu Elle gehen sahen, ließen sich hören: „Wart, Reb Sabel's Elle hat schon wieder ein Blätterl auf der Nas'." Und da hatte die öffentliche Meinung gar nicht übertrieben. Das geringste Anzeichen zu irgend einer von der Natur ausgehenden Verunschönung ihrer Gesichtshaut, brachte Elle in Angst, und der Arzt mußte gerufen werden. War Elle erst wirklich einige Tage krank, da genügte Reb Salme „Rofe" nicht mehr, sondern es mußte, wo anderswo ein kalter Umschlag, ein Thee oder ein Brausepulver genügt hätte, ein Concilium aus den ersten Professoren der Stadt zusammengerufen werden.

Was war Elle das Leben, daß sie es so festzuhalten suchte? War es ihr nicht ohnedies eine Qual, und diese suchte sie dennoch beim Geringsten zu verlängern? —

Elle wurde fünf und zwanzig Jahre alt. Sie trat somit in das bedenklichste Stadium des Mädchenthums.

Reb Sabel's Vermögen fing an zur Neige zu gehen. Er war, gleich allen Gelehrten seines Schlags, nie auf die Vermehrung seines Besitzthums bedacht. Genügsamkeit mit den allernöthigsten Lebensbedürfnissen,

---

[1]) Angenehm, liebenswürdig. [2]) Arzt.

verband er mit einem einfachen Leben in Gott und seiner heiligen Lehre. So hätte er, wie er sich's Zeit seines Lebens gewünscht, bei seinen „Talmudgesetzeln" ausharren können, ohne je von gemeiner Sorge überfallen zu werden, bis des Herrn Wille ihn zu seinen Vätern abberufen hätte. Aber die Eitelkeit seiner Elle, der er in allen Beziehungen, ohne Rücksicht auf Vermögen und Zukunft, fröhnte, fraß an seinem Vermögen und ihr sah er es nach und nach zum Opfer fallen: Zählen mochte Reb Sabel ohnehin nie seine Habe, weil, wie er sagte, in das Gezählte kein Segen hineinkommen könne. Es kam aber ungezählt auch kein Segen hinein.

Elle mußte nun verheirathet werden. An einem „Prager-Schidech" war nicht zu denken, weil die „Pragerkinder" nur zu gut ahnten, daß jetzt bei Reb Sabel nichts mehr zu holen sei, denn „wo nix ins Faß hineinhillt, hillt auch nix heraus" sagte man im Ghetto von solcher finanziellen Wirthschaft. — —

Eines Tages hatte Reb Sabel eine lange Unterredung mit den „Schatchonim". Ueber zwei Stunden waren sie im blauen Zimmer beisammen und wenn Reb Sabel in's „blaue" Zimmer ging, dann gab es immer etwas Wichtiges. Man trug Reb Sabel ernstlich einen „draußigen" Schidech an. „Korn und Weizen, jedes Stückele mannshoch, sechs Küh', eine schöne Britschke und ein gut Herz, was wollen sie weiter, Reb Sabelleben?" hörte man die anpreisenden Stimmen der „Schatchonim" fragen, wenn man das Ohr ans Schlüsselloch des „blauen Zimmers" legte. Und dabei hoben sie mit diplomatischer Feinheit die Schwächen Elle's in Massenbewegung hervor, nahmen für ihren „draußigen" Schützling eifrig das Wort, deuteten darauf hin, daß man Mädel nicht altgebacken werden lassen dürfe und schlossen ihre Apostrofe mit dem schmeichelhaften Wunsche: „Allen jüdischen Kindern gesagt, meinen Enkeln gesagt, was das für ein kraner Schidech ist, Reb Sabelleben!" und ihre Hände spielten zur Bekräftigung des Letztgesagten, wie verzückt, um Kinn und Lippen, und ihre Köpfe schwebten in den wunderlichsten Schwingungen. —

Reb Sabel dachte lange nach. Seine Elle ging ihm nicht aus dem Kopfe. Was hätte er nicht noch vor einigen Jahren für Eidame „einsetzen" können, die er aus sclavischer Liebe zu Elle ausschlug, und heute sollte er sich für Einen entscheiden, der vielleicht nicht einmal „weiß, ob

er lebt.“ Aber der Gedanke an seine hereinbrechende Armuth, und an die daran hängende Verzweiflung befahlen ihm, den ihm jetzt gebotenen Anker zu erfassen, um mindestens seine Elle, komme für ihn was da wolle, geborgen zu wissen. —

Als man nach zwei Stunden die „Schatchonim“ aus Reb Sabel's Hause kommen sah, mit jenen freudegesättigten Augen, die das stolze Bewußtsein ausdrückten, jetzt wieder zwei Seelen aneinander geleimt zu haben, dachte so Mancher im Ghetto, der den Spuren des Handels und Wandels der „Schatchonem“ nachging, bei sich: „Jetzt muß einer kleben geblieben sein!“ Und so war es auch.

Reb Sabel hatte noch am selben Tage eine Unterredung mit Elle. In zum Herzen dringenden Worten, denen man sein Leiden anhören konnte, legte er ihr zum erstenmal in seinem Leben seine Lage offen dar. Er bat sie, ihm das Opfer zu bringen und die vorgeschlagene Heirath einzugehen. Elle war zerknirscht, als sie ihren Vater Thränen der Liebe weinen sah. Jedes Wort seiner Bitten brach ihr Herz und ihm um den Hals fallend, gelobte sie Gehorsam.

Und sollte sie nicht? Warum nicht die Scholle Erde mit Freuden sich zu eigen machen, auf der noch, wenn auch nur in matten Strahlen, ein neues Leben winkt? War sie aber auch für ein neues Leben innerlich gehörig genug vorbereitet? Konnte sie, mit allem, was bisher ihrem Leben zum Krebsschaden wurde, schnurstracks abgerechnet, mit ihrer Eitelkeit gebrochen haben? War eine Brücke von dem Diesseits ihrer Gegenwart zu einem schönern Jenseits, möglich denkbar? Wir wollen sehen. —

Der folgende Tag entschied die Einwilligung Reb Sabels und seiner Elle zum „draußigen Schidech.“ Das gesammte Ghetto wußte natürlich bald darauf von dem großen Ereignisse. Mit Anmerkungen und allerlei satyrischen Apercüs versehen, machte die Nachricht von der bevorstehenden Verlobung Elle's mit einem „draußigen“ die Runde. Aiern, der ad latus Reb Sabel's, meinte allerorts Elle sei für den „draußigen“ Bocher wie geschaffen. Dann schilderte er den künftigen Eidam Reb Sabels mit dem lebendigsten Colorit, und endete sein Portrait mit den Worten: „der wird Elle in die Brusttasche stecken können, so groß ist er.“

Elle verlebte indeß sehr trübselige Tage. Ihre Demüthigung fiel ihr immer schwerer. Sie, die allen, die sie als „das Stempile“ nur verachteten, keck und weit überstrahlend entgegenzutreten vermeinte, sollte sich jetzt einem Dorfjuden beugen? Dieser Gedanke verließ sie seit ihrer gegebenen Einwilligung nie. —

Aber „Chanuke“ war da, das Fest der jüdischen Weihnachten. Die Fenster der Ghettohäuser strahlten alle in schönen Flämmchen wieder, die zum Andenken an die Heldenthaten der Makabäer angebrannt werden. Da bleibt kein Fenster leer von den lachenden Flämmchen, die in buntesten Farbenlichtern tanzen. Dort guckt ein achtarmiger „Chanuketiegel“, blank geputzten Messings, in die Nacht hinaus, in dessen hellem Schimmer sich die halbe Mondscheibe spiegelt und gibt den Glasscheiben des Fensters, auf dessen Brüstung er steht, durch das Licht seiner Baumwolldochte, ein feenhaftes Aussehen. Dort wieder stehen blaue und rothe, grüne und weiße „Chanukelichtel“ aufgepflanzt unter dem Comando des kleinen „Schames“, der, wie sie selbst, aus Wachs, aber dünnerer Organisation ist und sie sämmtlich in Brand setzt.

Aus den Fenstern aber tönt überall das lustige Liedel, das man beim Anbrennen der Lichter singt, in die buntbewegten Gassen, mit seiner burschikosen Melodie die Straßengänger hüpfen machend.

Auf den „Schabbes Chanuke“ war das „Schreiben“ [1]) im Hause Reb Sabel's festgesetzt. Die ganze Woche zuvor ward gekocht, gesotten und gebraten.

Der Abend des „Schabbes Chanuke“ war im Hereinbrechen. In den Straßen hatten sich die Menschengruppen die dem dolce far niente eines Samstag Nachmittag nachgehen, schon verlaufen, und der dicke Schulrufer wälzte seinen Ruf „Borche gesagt“, mit dem er im Ghetto die „Auskehr“ des Sabbath und die Einkehr der „Woche“ bezeichnete, durch die dünne Abendluft.

Elle saß in einer Zimmerecke, zur Verlobung geputzt, still in sich gekehrt. Reb Sabel, in seinen tiefen Lehnstuhl gedrückt, begleitete den Sabbath mit dem Abschiedsliede:

„Der liebe „Schabbes kodesch“ [2]) geht dahin,
Die „Woche“ soll uns zum Guten und Schönen erblühn!“

---

[1]) Verlobung. [2]) Heiliger Sabbath.

Armer Vater! Dein Wunsch soll ein unerfüllter bleiben. Das Schicksal hat dir eine andere Woche ausersehen.

Bald war auch der Sabbath in die Welt der Schatten hinabgestiegen. Die alte Gretel zündete Licht; Reb Sabel betete und schied den Samstag von der kommenden Woche durch sein Lied, das er bei angebrannter „Hawdoleh"[1]) und gefülltem Weinbecher absang.

Jetzt war es „Woch", und Reb Sabel zündete „Chanukelicht" an seiner silbernen „Menore"[2]) an.

Alle anderen im Hause, wie die alte Gretel und Aiern, gingen an das letzte Aufputzen des Verlobungstisches, auf dem alles gestellt wurde, was der gastronomisch verzogendste Ghettogaumen nur wünschen mochte.

Reb Sabel hatte alles aufgeopfert, um das „Schreiben" so glänzend als möglich zu gestalten; wenn auch alles dran sollte, im Ghetto sollte man sich tagsdarauf von diesem „Schreiben" seine Wunder erzählen.

Nach und nach fanden sich die Gäste zum „Schreiben" ein. Der „Choßen",[3]) ein großes, wohlgenährtes Landprodukt, dem Aussehen nach ein rechter „Knobbel", mit seinen Eltern, denen man das kühne Selbstvertrauen auf die Tüchtigkeit ihres Sohnes, dem jetzt die Ehre eines „Prager-Schidech" zu Theil wurde, genau ansehen konnte; die nächsten Anverwandten, oder „die Freundschaft", wie man im Ghetto sagt, und die Schöpferinnen des neuen Ehebundes, die „Schatchonim", mit dem ganzen dichten Gefolge ihrer Schaar von Unterröcken und grellrothen Haubenmaschen. Mit diesen kam erst die rechte Seele in die Versammlung. Da blicken sie schon in den Kreis der Gesellschaft hinein, trachten, ob sie nicht den „kranken Jungen" dort, der mit Reb Sabel eine talmudistische Conversation hält, zu ihren künftigen weitausgreifenden Plänen gebrauchen könnten; dann zählen sie irgend wem alle Partieen auf, die sie schon Zeit ihrer Wirksamkeit zusammengebracht, und geben „zu guter Letzt" noch einige glänzende Charakterzüge aus dem Leben Elle's und ihres „Choßens". Nun ist so viel Stoff da, daß die Unterhaltung allseitig wird. Elle verliert sich in Gesprächen mit ihrem „Zukünftigen", Reb Sabel erzählt „Lozelech"[4]) pikanten Inhaltes. In das Getose dieser verschiedenen Thätigkeit der kleinen Kreise, die auseinanderlaufen, und

---

[1]) Geflochtene Wachskerze. [2]) Achtarmiger Leuchter. [3]) Bräutigam. [4]) Anekdoten.

nur dann in Einem Brennpunkte sich vereinigen, um sich nehmlich bei den Erfrischungen des „Knasmal"[1]) zu treffen, kracht mit einem Male das Platzen einer goldberänderten Porzellanschale, deren zarter Organismus den starken drei Fußtritten der Einen der „Schatchonim" erlegen ist, und nun geht es an ein Austheilen der Scherben, auch der kleinsten, unter den Gästen. Man hat „Maseltow gemacht." Mit diesem Akt ist Elle nun die erklärte Verlobte des „draußigen Jungen", und von allen Seiten kommt nun derselbe Ruf: „Masel tow!"[2])

Die „Scherberlgelder"[3]) lassen nun auch nicht auf sich warten; reichlich klappern die Zwanziger und „Spezies=Thaler", und wer gar seine fünf Gulden in einen Dukaten umzuwandeln wußte, läßt denselben einige Mal auf den Tisch fallen, daß er ja von jedem gesehen werde. Das klingt gar anders.

Man schreitet zum Karten=Spiel.

„Schwarzer Peter", im Ghetto allüberall beliebt, wird vorgeschlagen und angenommen. Elle wendet allerlei ein, ist aber endlich mit Unwillen auch von der Partie. Das lautschallendste Gelächter begleitet die einzelnen Abtheilungen des Kartenspiels, bei dem derjenige, der zu Ende des Spiels den Eichel=Obermann, oder „Schwarzen Peter", in Händen behält, sich's gefallen lassen muß, mit dicker Rußkohle sich einen Schnurrbart über die Oberlippe zeichnen zu lassen, so er in Wirklichkeit noch keinen besitzt. Hat dann die Gesellschaft eine schnurbärtige Dame unter sich, dann bemächtigt sich ihrer die heiterste Laune.

Alles lacht, nur Elle sitzt da, seltsam zitternd und bebend. Die Karten fallen ihr aus den Händen, denn immer denkt sie den „schwarzen Peter" zu behalten. Ein glücklicher Zufall hatte sie bisher von dem, was ihr so schrecklich schien, verschont.

Mit ängstlichen, befremdenden Blicken verfolgt sie den Gang des Spiels, und sieht mit Schrecken dem Ende eines jeden entgegen. Sie spricht nichts, so daß die „Schatchinte", die „Maseltow" gemacht, ihr zuraunt: „Elleleben! eine Kalle[4]) muß „rededig"[5]) sein! Nichts hilft. Elle bleibt schweigsam und aufgeregt. Der Gedanke, daß schon der nächste Gang des Spiels ihr einen Schnurrbart verschaffen könne, er=

---

[1]) Verlobungsmahl. [2]) Gut Glück! [3]) Verlobungsgeschenke an Braut und Bräutigam. [4]) Braut. [5]) Redselig.

füllt sie mit geheimen Grauen. Wie manchem schien diese Furcht kleinlich und kindisch, und doch hing sie eng mit der leidenschaftlichen Eitelkeit Elle's zusammen. Auch diesen geringfügigen Spaß konnte sie nicht vertragen. Wie athmet sie leichter auf, als nun die alte Gretel an der Thürschwelle erscheint, und mit dem Rufe: „Mordche Henoch" die Gesellschaft von den eingenommenen Sitzen scheucht.

„Mordche Henoch!" — Nun, das muß ein lustiger Gast sein, der alle Spielgedanken auf sich zu lenken weiß. Und das ist er auch.

Mordche Henoch ergötzt die Ghettobewohner zur Chanukezeit mit Aufführung von Maskenspielen, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Diesmal aber war man bei Reb Sabel doppelt gespannt, denn Mordche brachte „Josef und seine Brüder" zur Aufführung. Bereits sprach man viel im Ghetto von der Pracht dieser theatralischen Produktion.

Ein Harfenist vertritt die Stelle des Orchesters und introduzirt etwas, was zwar keiner Ouvertüre, aber auch keinem andern Musikstücke ähnlich sieht. Hierauf wickelt sich die bekannte biblische Geschichte in ganz kunstlosen Dialogen ab. Mordche spielt den Pharao; zwei seiner Töchter, die schönsten, spielen den Josef und den Benjamin. Das Stück rührt allgemein bis zu Thränen; Pharao stirbt noch einmal den Tyrannentod in den Wellen eines Meeres von Thränen, Josef wird sehr liebenswürdig gefunden, und Benjamin, den kleinen, möchte jeder küssen. Da keine Rezensenten beim „Schreiben" anwesend, wird die Tragödie für anständig befunden und erhält allgemeinen Beifall. Mordche Henoch aber geht aus Reb Sabels Hause mit schwererem Säckel, als er gekommen. —

Schon glaubte Elle die finstern Schatten des „schwarzen Peter" gebannt zu haben, als das Spiel nach Mordche's Abgang zur Fortsetzung anberaumt wird. Gerne hätte sie protestirt, aber einestheils ließ sie die Scham nicht genug Einwendungen gegen den „schwarzen Peter" finden, anderstheils aber hoffte sie wieder auf den guten Stern, der sie zu Anfang des Spieles geleitete. So kam es denn nun auch zum Weiterspielen.

Da saßen sie schon die „Schatchintes" alle, mit ihren dick geschmierten Schnurrbärten, abenteuerlichen, aber nicht sehr erbaulichen Anblicks. Auch der „Choßen" hatte einen „spanischen" bekommen, in dem er aussah, Gott verzeih' mir meine Sünden, wie die dicken Männchen,

die zu Nußknacker dienen und zur Freude der ganzen Kinderwelt auf allen Jahrmärkten als Nürnberger Arbeit verkauft werden.

Elle war noch immer verschont. Da wurde die letzte Runde des Spiels gemacht. Elle bebte an allen Gliedern, warf die Karten ohne Bedacht, wie sie ihr kamen, auf und — der „schwarze Peter" war diesmal ihr.

Jetzt erst begann der Frohsinn in der Gesellschaft seine Zügel schießen zu lassen, man freute sich, daß das letzte Glied der Gesellschaft, das so lange von der drohenden Kohle verschont geblieben, den erwünschten Schnurrbart nun auch bekommen solle. Wie schauerlich aber klang in das Lachen der Gäste über den guten Fang, den der „schwarze Peter" machte, das tobende Schreien Elle's, die sich den Händen Aiern's, der das Geschäft des Schnurrbärte-Malers beim Spiele versehen, mit aller Kraft der Anstrengung zu entwinden suchte.

Alles sprang von den Sitzen und man sah einander an, ohne auch nur ein Wort hervorbringen zu können. Was muthwilliger Spaß schien, nahm mit einemmal den Charakter heftigsten Ernstes an.

Elle flüchtete sich endlich aus Aiern's Händen in die nächste Stube. Der „Choßen" blieb stumm beim Anblicke alles dessen, nur Reb Sabel folgte seiner Tochter zitternd in's Gemach nach.

Weg war der schöne Hauch der Lust und des Frohsinns, und Alles ging verstimmt, aber ohne sich das Geschehene in's rechte Licht setzen zu können, auseinander. Jeder schlich sich, wie schnell er konnte, aus dem Hause der Trauer und der Verwirrung. Reb Sabel empfahl sich keinem der Gehenden, auch den „Choßen" grüßte er nicht beim Weggehen. Elle aber ward ganz verwirrt zu Bett gebracht.

* * *

Um Mitternacht weckte ein furchtbares Geschrei, aus dem Hause Reb Sabel's kommend, die ganze Bewohnerschaft der Umgegend aus dem Schlafe. Reb Sabel sprang aus seinem Bette.

Welch ein Anblick! Mit wirrem Haar, in wildester Verzweiflung, unverständliche Worte ausstoßend, mit den Fingern über die Oberlippe deutend, lief ihm Elle entgegen.

Ueber den Gedanken, sie habe in Wahrheit einen Schnurrbart, der

ihr im Traume kam und sie, vermöge ihrer maßlosen Eitelkeit, mit allem Grauen einer von den Vorgängen des Abends ohnehin aufgeregten, entfesselten Fantasie ergriff, hatte der Schreck ihr Bewußtsein erdrückt und ihr die Sinne geraubt.

Lange dauerte es, ehe man ihrem Toben Einhalt thun konnte. Der „Schidech" war „abgegangen" und Reb Sabel starb acht Tage nach diesen Vorgängen eines plötzlichen Todes. Elle's Unglück hatte sein Herz gebrochen.

Von noch übrigem Vermögen Reb Sabel's war keine Spur. Man sagt, er hätte es verborgt gehabt, allein es meldeten sich keine Schuldner.

Elle aber lebte noch lange zur eigenen Qual, in Hinbrüten versunken, von der Mildthätigkeit der Gemeinde. Die ganze Zeit hindurch saß sie draußen vor den Stufen der alten Synagoge, und nur, wenn sie einen Spiegel sah, stieß sie einen Schrei aus. Im Ghetto bedauerte man jetzt „das Stempile". Sie war ein Opfer ihrer Eitelkeit.

III.

Ein Antik.

Vor dem Thore unsres kleinen Häuschens im „Bäckenshof" stand mein braves Großmütterchen, mich an der kleinen Hand haltend. Draußen trugen sie gerade einen Ghettobewohner zu Grabe, und das Geheimnißvolle, Mystische, still für sich Hinbrütende eines jüdischen Begräbnisses, einer sogenannten „Lewae", hatte für mich immer etwas Reizendes. Lockte mich schon der dumpfe Ruf Reb Leser's, der die Männer zur Leiche rief und etwas vom Geläute am jüngsten Tage hatte, hinaus, so ergriff mich erst eine heilige Scheu, wenn sich die Vorübergehenden abwechselnd am Tragen der Leiche betheiligten, wenn ich den schönen weißen „Talles" mit den dickwolligen Schaufäden über der Leiche gebreitet und auf den Lippen der Vorübergehenden das übliche Trauergebet hingleiten sah.

Vollends Reb Schimme „Graber", der mit der silbernen Büchse, die das Almosen der Menge verschlang, an der Spitze des Zuges dahinschritt, und sein: „Almosen rettet vor dem Tode" begleitet von dem monotonen Geklapper seiner Büchse, in alle Lüfte schrie, setzte sich in große Ehrfurcht bei mir.

Der Mann mit dem blaurothen vollen Gesichte, den negerartig geschlitzten Augen und den wulstigen, frivolen Lippen zwang mir entsetzlichen Respekt und eine große Portion Stoizismus, ebensoviel Lebensverachtung und noch mehr Gedanken an den Tod ein.

Kaum sehnte sich meine Tasche nach den vielen Dreiern, die in seine Büchse flossen, war gleich, wenn ich von der Büchse auf ihren

Träger sah, der profane Dreier=Gedanke verdrängt und ich dachte immer: mit dem mußt du dich gut verhalten, denn der ist mit dem „Soten" (Satan) du und du.

Auch heute blickte ich mit gewichtiger Ehrfurcht an Reb Schimme hinauf, da er eben beim Thore vorbeischritt. Mein Großmütterchen betete leise vor sich hin und trocknete eine Thräne an ihrem Auge. Um uns herum hört ich viel von dem Verstorbenen reden, gerechte und ungerechte Zungen brachten Charakteristiken der buntesten Art, Lebenszüge verschiedenster Sorte von ihm zu Tage.

Meine „Babe"[1]) aber sagte, zu den ehrbaren Nachbarinnen gewendet, mit resoluter Miene: „Er soll mir's verzeihen, aber — er war doch ein Antik!" Und damit schritt sie mit mir in's Haus hinein. Drinnen hörte ich noch viel von Tome — so hieß der eben zu Grabe Getragene — hin= und herreden, das Wort „Antik" war im Munde Aller und man trug Sammelsurien über sein Leben zusammen. Einiges aus der Geschichte dieses Antiks erzählte mir später meine „Babe". Die „Babe" Czerne hat nie gelogen. Ihr hättet ihr mögen den Wunderpalast von „Schlome Hamelech"[2]) aufbauen lassen, nach dem sie so sehr Verlangen trug, und sie hätte Euch keine Lüge herausgebracht. Schien mir eine Geschichte von den vielen, die sie mir einst zum Besten gab, nicht sehr wahrscheinlich und ich frug sie: „Babeleben! ist das wahr?" Da sagte sie entweder: „wie gegossen," und ich wußte, ich hätte darauf schwören können, oder sie antwortete, wenn die Geschichte nicht wahr, auf meine Frage: „Soll Pare[3]) leben!" und ich wußte, daß sie nicht dabei gewesen und für die Geschichte nicht einstehe. Zu Ende der Geschichte vom Antik sagte meine „Babe": „wie gegossen." Ich will sie Euch erzählen.

Zur Zeit, als ich Tome kennen lernte — es waren zwei Jahre vor seinem Tode — war er tief in den Sechzigern. Ein kleines, starkgegliedertes Männchen, mit fast kahlem Scheitel, den permanent ein schwarzes Sammetkäppchen in Besitz hatte, zwei große, stark gewölbte Augen, die gewöhnlich ihren Strahl zur Erde richteten, und ein polygonisch wachsendes graues Bärtchen waren Alles, was an Tome äußerlich bemerkenswerth war.

---

[1]) Großmutter. [2]) König Salomo. [3]) Pharao.

Das Gesicht trug den Ausdruck eines selbstbewußten Trotzes, einer stark ausgebildeten Verbissenheit und die Lippen schienen im fortwährenden Dreikampfe mit der Zunge. Schritt man an Tome vorbei, so konnte man gewöhnlich Sätze aus der Bibel oder dem Talmud hören; es war, als ob er sie nach Rechts und Links an die Vorübergehenden austheilte.

Die Stellung, die Tome seinerzeit zur Gesellschaft im Ghetto einnahm, war eine sonderbare. Er war abstoßend, schroff, verbissen, auf Alles ärgerlich. Die Welt schien für ihn nicht genug Fortschritte gemacht zu haben, er kam sich als ein dem Jahrhundert zu früh Geborener, dem Zeitgeist Vorauseilender vor, während man ihn im Ghetto für einen verspäteten Nachzügler vergangener Dezennien zu halten geneigt war. Darum lebte er auch mit den Modernen im ewigen Kampfe, tauschte seine himmelstürmenden Gedanken nur mit sich selbst aus und bezahlte das Gespötte der Menge, die ihn einen Antik schalt, mit einem heroischen Lächeln.

In der Glanzperiode von Tome's irdischen Fahrten kannte man die Bedeutung des Wortes „antik“ noch nicht in jener Begriffsenge, in der sie heutzutage unsere Kunstfilosofie einkleidet.

Man nannte im Ghetto einen Menschen einen Antik, wenn die Supernaivität seines Verstandes und die Harmlosigkeit seines Gemüthes jenen bedenklichen Grad der Ausbildung erlangt hatte, der nicht weit von jener Sphäre des übersinnlichen Unsinns entfernt ist, dem das Irrenhaus zur Bühne dient und haarweit immer in diese Sphäre hinüberzugleiten droht.

Ein Antik hat seine Eigenthümlichkeiten in Handel und Wandel; er ißt nicht so, wie wir gewöhnlichen Menschenkinder, trinkt und schläft nicht so, sondern mit eigenen Abänderungen und ewigen Wandlungen. Es lebt ein Geist des Widerspruchs in ihm, dem die platte Gewöhnlichkeit abhold ist. Er möchte sich auf den Kopf stellen, blos weil wir alle auf den Füßen, von jeher schon, zu gehen gewohnt sind, möchte im Wasser leben, blos, weil wir's auf der Erde thun. Er verdirbt es mit den Mitmenschen, denen er wie ein geistiger Antipode vorkommt und die sein Thun und Lassen absonderlich, absurd schelten. Wie ein ächter Antik ist er aber fest und unwandelbar in seiner Welt- und Lebens-

anschauung, sieht auf Alles mit der Glorie des Verkannten, Unverstandenen herab, bleibt aber immer derselbe.

Tome, unser Held, war solch ein Antik von ächtem Schrot und Korn. Er hatte sich nie durch den superklugen Unglauben seiner Ghettozeitgenossen an sein Antikenthum irre machen lassen, er hatte so seine eigenen Gedanken über alles in der Welt und der andern.

Auf vielen Seiten wollte man wissen, er stamme aus einer Antikenfamilie, in der das Antike erblich ist und als ein weiter zu pflanzendes Familienstück von Erbe auf Erbe übergeht.

Tome war in sehr jungen Jahren in unser Ghetto gekommen, ohne daß man wußte, woher. Da er nicht das Brod der Gemeinde aß, ließ man ihn zu Anfang seiner wunderlichen Thätigkeit gewähren, obwohl seine Eigenthümlichkeiten oft sehr für das Gemeindedasein von störbarer Natur waren.

In eines der schmutzigsten und ödesten Gäßchen des Ghetto, in das Schlachtgäßchen hatte er sich eingemiethet. Dort bewohnte er allein ein Häuschen, in dessen innere Räume kein Sterblicher je gedrungen. Mattglasige, sogenannte blinde Scheiben, immer sorgfältig verrammelte Thüren, sowie der halbverfallene Bau des Häuschens thaten zum Mysterium der Tome'schen Residenz vollends das Ihrige.

Mannigfaltig suchte man Tome's Wohnung beizukommen, vielleicht wähnte man die Zauber der Alhambra drin zu finden; Neugierde trieb allerlei Leute zur Anknüpfung irgend einer Verbindung mit Tome; man stellte sich gegen ihn dienstfertig, um nur etwas zu erfahren — aber umsonst, Tome ließ nichts blicken, Tome verrieth nichts.

Geld müsse der Antik haben, dachte man richtig, und zwar mehr als mißgünstigen Augen recht sein mochte. Dieses sein Geld, verbunden mit einer splendiden Freigebigkeit, die alles Gewöhnliche übertraf, war nun erst recht das das Ghetto knechtende Element in dem Betragen Tome's.

In „Schul“ hatte Tome zwei Sitze, die er besser bezahlte als alle andern Besucher die ihrigen zusammengenommen, dafür mußte man sich's gefallen lassen, die Andacht mit einer langen schwarzen Katze zu theilen, die den Sitz neben Tome gewöhnlich einnahm. Von seiner Katze war Tome überhaupt nicht zu trennen; sie begleitete ihn zum

Morgen-, Abend- und Nachtgebet, aß und schlief, wo er gegessen und geschlafen. Am meisten wurde der Vorbeter chikanirt. Mehr wie eine Stelle mußte der Arme wiederholen, weil sie Tome zu schlecht vorgetragen war, mehr wie ein „Stückel“ nochmals singen, weil Tome die Melodie falsch schien. Dafür schenkte ihm Tome, wenn er zur Lesung der Thora gerufen wurde, einige „Zehner“ und der Vorbeter konnte einer Ehehälfte, wenn der „Schabbes“ in's Land kam, auf ein „Kopfstück“ Fisch geben, bei dem er alle Leiden von Tome wieder vergaß.

Mit dem Rebbe war Tome insoweit auf gutem Fuße, als er von jenem förmlich gefürchtet wurde; wenn Tome in „Schul“ war, mußte der Rebbe seine Predigt gut auswendig wissen, um nicht von ihm aus dem Sattel gehoben zu werden. Hatte der Rebbe einmal eine Niederlage erlebt, so hatte Tome noch immer Zeit, die angerichtete Blamage wieder gutzumachen, entweder mittelst eines guten Knaster, den der Rebbe gerne rauchte oder mittelst anderer Gegenstände, die ein nicht zu verwöhnter Erdensohn nie verschmäht.

„Erew Jom-kipur[1]) mußte die Gemeinde eine Deputation an Tome schicken, die ihm an's Herz legte, nicht alle Hühner aufzukaufen, da auch einige andere „Balbatim“[2]) sich „Kapores schlagen“[3]) wollten. Tome ging dann huldvoll an's Fenster, und hörte von dort aus gnädigst das Gesuch an — hinauf durfte die Deputation nicht — worauf er dann der Laune nach entweder huldvoll bewilligte oder nicht. Letzternfalls schenkte er, wem er wollte, ein „Kapore-Huhn“; die andern hatten das Zusehen. Dasselbe Verfahren beobachtete Tome am Laubhüttenfeste, wo er alle „Esrogim“[4]) an sich brachte, um der ganzen Gemeinde mit seinem eigenen „Esrog“, den er aus Corfu hatte, aufwarten zu können. Freilich konnte der Rebbe dann, wenn Tome gerade wollte, vier Stunden später „anbeißen“ als sonst, weil der „Esrog“ zuletzt an ihn kam — aber das genirt einen Antik nicht.

Ueber solche und ähnliche Dinge ward zwar im Ghetto häufig der Kopf geschüttelt, man hatte auch hie und da den Humor, sie zu be-

---

[1]) Der Tag vor dem Versöhnungsfeste. [2]) Hausväter. [3]) Eine Bußzeremonie: man schlägt sich ein Huhn um den Kopf und sagt ein Gebet dabei. [4]) Paradiesäpfel. Mit dieser Frucht in Händen wird an diesen Festtagen ein Gebet gesagt.

spötteln, aber nie den Muth, sich von ihnen loszumachen. Einigemal schon ward der Versuch gemacht, Tome aus dem Bande der Ghetto-gemeinschaft auszuscheiden; aber immer blieb es bei den ersten Anstrengungen, um nicht eines materiell so segensvollen Gemeindegliedes verlustig zu werden.

So vergingen Jahre, ohne daß die Zeit irgend welche Aenderungen im Treiben des Antik herbeigeführt hätte. Im Ghetto, wo ein Junggesellenschifflein, besonders wenn es so keck herumlavirt, wie Tome, nirgend gerne gesehen wird, hatte man längst die Verehelichung Tome's im Auge. Um ein ganz gleich geartetes Weib für Tome dürften sich die „Schatchintes" [1]) wohl umsonst umgesehen haben, aber dennoch sah man Eine oder die Andere dieser Matronen die verhängnißvollen Schläge am Hausthor Tome's thun. Wenn dann der Antik durch sein Fenster lugte, um den Störenfried seiner Einsamkeit zu sehen, und eine dieser Brautmäklerinnen sah, klappte er ärgerlich die Thüre zu und überließ die kühne Klopferin ihrer Geduld.

Tome war kein Freund von solchen gewöhnlich zu Stande gebrachten Heirathen. Er fühlte auch das Bedürfniß nach einem Weibe, aber seine Werbung müsse auf neue, nie dagewesene Weise geschehen, das stand in ihm fest.

Das Wie verursachte ihm mannigfaches Nachdenken. Die blasirte Welt hatte bereits alle Formen in dieser Beziehung erschöpft. Sollte sich Tome etwa verlieben? Ein Antik verliebt sich nicht! Sollte er seine Künftige entführen? Ein Antik stiehlt nicht, auch nicht einmal ein Weib!

Ein Intelligenzblatt, das sich spezifisch mit Heirathsanträgen beschäftigt, existirte im Ghetto nicht. Das patriarchalische Leben mit der langen Katze genügte Tome aber auch nicht mehr. Nun hieß es einen Entschluß fassen. Und wirklich war Tome nahe dran, Eine von den sieben Töchtern des Schlächters zu heirathen, die da täglich an den Brunnen im Schlachtgäßchen kamen, um ihre Krüge zu füllen. Warum? Weil sie ihm grade in den Wurf kamen. Zum Glücke durchzuckte unseren Antik noch rechtzeitig ein Gedanke, der seinem Antikenthum neue Lorbeeren pflücken sollte. Der Gedanke muß groß und erleuchtend ge-

---

[1]) Heirathsunterhändlerinnen.

wesen sein, denn Tonne machte, nachdem er ihn gefaßt hatte, einige große Gänge durch seine Stube, denen man ein des nahen Sieges süßes Vorgefühl ansehen konnte. Dann aber nahm er seine schwarze Katze, streichelte sie auf's Zärtlichste und sprach zu ihr freudig bewegt: „Wart' Alteleben, in acht Tag' „ohn' Neder“[1]) mußt du schon deine „Balboste“[2]) haben!“

Das war nun freilich sehr rund herausgesagt.

Die Geschichte sollte so sein. Tome glaubte natürlich an „Bestimmung“. Ja er gab diesem Glauben die großmöglichste Ausbreitung. Er sagte sich gewöhnlich: Wenn ich heut einen Stolper thue, so kömmt dies von „Dem im Himmel“, gelobt soll er sein; wenn ich aus dem Bett herausfalle, so will „der im Himmel“, daß ich mir nicht so hoch betten soll. So ging er bei all seinem Thun und Lassen von Gott aus, dafür, meinte er, gehe Gott wieder bei all seinem Thun von ihm aus. Gewiß sehr logisch.

So kam es, daß Tome nun auch seine Frau Gott anheimstellte. Er wollte, daß Gott ihm Eine aussuche. Einen vornehmeren „Schatchen“ hat sich noch kein Erdensohn ausgewählt. Warum sollte Tome nicht den Zufall, aus dem er sich eine eigene Schicksaltheorie aufbaute, auch bei seiner Brautwerbung benützen? Abgemacht. „Wer Schabbes, ohn' Neder, das erste Scholet nach Hause tragt, soll mein Weib werden!“ sagte Tome. —

Scholet! fleischgewordenes, erbsen- und graupenbespicktes Glück! Wer darf es wagen, deinen Ruhm zu singen! Du bist die Fleisch- oder Gansel gewordene Seligkeit der glücklichen Ghettobewohner, du bist der Inbegriff ihres irdischen Wohlseins, ein gut gesalzener, fetter Mikrokosmus, in dem sich „Hintergestell“, „Hälsel“ und „Dichten“[3]) von einer gottvollen Gans, mit den Kindern der Ceres, Bohnen oder Erbsen und Graupen vereint, symbolisch Menschen-, Vieh- und Früchtethum, also die ideale Einigkeit der Weltbewohner, abspiegeln sollen! Aber auch den Himmel ziehst du in deine Kreise, wenn du dich von einer glühendäugigen Orientalin auf den Armen nach Hause tragen lassest!

Bis heute warst du das göttlichste Gericht. Vor deiner Herrlich-

---

[1]) „Ohne Gelübde“, eine gewöhnliche Redensart. [2]) Hausfrau. [3]) Gänseschenkel.

keit beugte sich Jung und Alt, deine Wohlgerüche, wenn sie den Aether erfüllten, brachten die Olympischen Herrscher in Aufregung und dein Geist durfte, in eine Rauchwolke gehüllt, wie der Prophet Elia, gegen Himmel steigen, wohin wir uns arme Sterbliche umsonst sehnen: heute aber sollst du ein Gottesgericht sein, die himmlische Brautwerberin für Tome, den Günstling der Götter! Tome will's so und was Tome will, wollen auch die Götter. Vox populi, vox Dei.

Freut euch, ihr schönen schwarzgeäugten Mägdlein des Ghetto, und ihr schmucken Köchinnen, die ihr Gevatterinnen der Scholeten seid! Eine aus euch wird heute Sein. Sein! Seine Hälfte! Gewiß ist es nur ein beglückendes Gefühl, das dieses Bewußtsein: „Sein" zu gehören hervorzurufen vermag.

Und du, alte Kati! die du, wie der ehrwürdige Nestor, Tausende von Scholetgeschlechtern hast an dich vorüberziehen sehen, auch du, wenn du morgen die Erste bist, die aus den Hallen des „Scholethauses" tritt, kannst die Gemahlin des Antik werden!

Solche Dithyramben spülte das wonneselige Herz Tome's aus, als er dieses riesenhafte, eines Titanen würdige Gelübde gethan, die erste Scholetträgerin des Ghetto zu heirathen.

Eine minder an „Bestimmung" hängende Seele, als die Tome's, würde über allerhand komische Zufälle nachgedacht haben, die sich ereignen könnten, über Conflikte, die die Basis des jüdischen Drama's der Zukunft bilden könnten. Wenn z. B. Dorotke, die alte Wirthschafterin von Reb Simche Mischeles, morgen die erste Scholetträgerin sein sollte, Dorotke, das christlich-germanische Kind? Giebt es dann nicht einen ächt dramatischen Stoff, einen Kampf zwischen Religion und Gelübdeerfüllung, Antiken- und Christenthum, ein Stoff, der einen Redwitz erfordert?

Doch weg mit solchen trübseligen Grübeleien, wie sie gewöhnlich jedes große Menschenwerk zu begleiten pflegen. Tome kennt solche eitle Furcht nicht, er vertraut auf seinen Gott, er weiß, wie es dieser mit ihm meint und damit — basta.

Käme sie aber doch zuerst, die schlangenwandelnde Dorotke, nun dann — Gott will's und es muß sein. Dann muß Dorotke Jüdin werden, und sollte drob ein neues Conzil zu Trident zusammentreten

Ein Antik weiß sich auch in solchen heiklen Lagen des Menschenlebens zurecht zu finden. — —

Der Sabbat war da. Ganz Israel lag noch im tiefen Schlaf, und noch war im ganzen Ghetto Reb Leser Schulrufer der Einzige, der Anstalten zum Erwachen machte.

Wenn sich das Glück über die Häupter der Auserkorenen zusammenzieht, wissen diese gewöhnlich nichts davon. So war es auch mit allem ledigen Weibsvolke im Ghetto. Ahnungslos lagen sie in ihren Federbetten, das Glück, das ihnen heute lächelt, nicht im Geringsten vorfühlend.

Tome aber war schon längst auf den Beinen; ihn trieb die Erfüllung des großen Gelübdes schon vor Morgenanbruch aus dem Bette. Schwer lastete es heute auf seiner Brust und seine sonst ziemlich lederne Phantasie malte ihm heute eine Musterkarte der schönsten Bräute Juda's vor die vom Schlafe noch halb geschlossenen Augen. Der höhere Sinn für das „ewig Weibliche" war in Tome nicht ausgebildet; auch glaube ja Keiner, daß der Antik von Trieben und Gelüsten beseelt war, wie ein Paul de Kok'scher Held. Bei Leibe nicht. Ihn drückte nur die Heiligkeit des Augenblicks, in dem er die leitende Hand seines Gottes erkennen sollte.

Er betete von „vorne"[1]) Melancholisch klangen die Sätze des „Jigdalgesanges" in die feuchte Morgenluft hinaus und die behenden Lüfte trugen diese reinsten Klänge der antiken Seele gewiß in die jungfräuliche Brust eines Ghettotöchterleins, in dem sie ein zartes Herzklopfen verursachten. Auf den Flügeln der Gottesergebung rauschte Spruch für Spruch über die Lippen Tome's.

Im Schlachtgäßchen konnte man zum erstenmal seit zwanzig Jahren die götterreine Stimme Tome's hören, denn er hatte die Fenster weithin geöffnet; fliegt ja ohnedies heute das Täubchen von Zion herein!

Als Tome zu einem der Segenssprüche des Morgengebetes kam, in dem der Mann Gott dankt, daß er ihn hat keine Frau werden lassen, stockte seine Zunge. Noch nie hat er den Sinn dieses Spruches so tief erfaßt, wie heute; instinktmäßig fiel er ihm jetzt zu. Wie anbetend blieb er vor ihm stehen, als brächte er ihm heute nicht über die Lippen.

---

[1]) Anfangsgebet.

In einem kabalistischen Feuer funkelnd verrieth aber sein Augenpaar, daß sich die ganze Sinnigkeit des Spruches: „Gelobt seist Du Gott, der Du mich zu keiner Frau gemacht“ ihm jetzt erschlossen hat.

„Anbeißen“ mochte Tome heute nicht; seine heiligsten Gefühle ließen das profane „Barches“[1]) nicht in den Schlund. Er kleidete sich an. Zum erstenmal fühlte er die Gewichtigkeit einer halbwegs gewählten Toilette, zum erstenmal fühlte seine „Meckentasch“ die Stacheln einer vertrockneten Bürste. Nebst dieser „Meckentasch“ aus hellblauem Tuch, aus deren Aermeln die Kanten eines weißen Hemdes hervorschielten, zog Tome noch ein unten an den Knöcheln eng zusammenlaufendes schwarzsammtnes Beinkleid, seidene Strümpfe und Schuhe mit Silberschnallen an. Zur außerordentlichen Feier des Tages wurde noch eine Sammtgilet mit großen Knöpfen angezogen und den drei Hutecken die Ehre angethan, glatt gebürstet zu werden.

So verließ Tome freudeschwanger sein Haus im Schlachtgäßchen, nachdem er die schwarze Katze nochmals gestreichelt und ein Stück „Barches“, als Reserve für allenfallsige Hungersnoth in die Meckentasche gesteckt hatte. Jetzt ging es zu „Schkome“[2]). Da erregte das Erscheinen des Antik nicht wenig Staunen, weil man wußte, Tome gehe weder zur Wachtparade, noch auf die Bastei, warum denn hätte also ein Ghettobewohner am Sabbath zu „Schkome“ zu gehen?

Daß ein Mann, wie Tome, daß ein Antik mit einem „Schkomegang“ höhere, der Menge fernliegende Zwecke verbinde, daran dachte Niemand. So sind die Menschen, sie stehen an der Schwelle großer Ereignisse und spüren nicht den Windzug, der sie herbeiführt! —

Wer nach „Schkome“ in's Doktorsgäßchen ging, konnte den Antik schon um acht Uhr früh beim Hause Reb Anschel's des Scholetsetzer aufgepflanzt sehen.

Die schwarzen Quadermauern dieses Hauses hatten schon Hunderttausende verdorbener und gerathener, fester und flüssiger Scholeten gesehen. Hier trafen Groß und Klein, Arm und Reich mit ihren Scholeten am Freitag ein, um sie bei Reb Anschel „setzen“ zu lassen, d. h. sie durch vierzwanzig Stunden der Ausbildung der Backöfe anzuvertrauen; hier wurde

---

[1]) Weißbrod, für den Sabbath gebacken. [2]) Zum Gottesdienst, der schon vor Tagesanbruch abgehalten wird.

es Samstag in den Mittagstunden „ausgenommen", um in die verschiedenen Häuser des Ghetto dann eingeführt zu werden. So kam es denn, daß das Doktorsgäßchen am Samstage die besuchteste Passage war und die Thüre bei Reb Anschel nicht still stand.

Deßwegen hatte Tome schon so zeitig Fuß gefaßt, um in der ersten der Scholetträgerinnen seine Auserwählte zu packen.

Possirlich mochte so manchem Vorübergehenden der Wachtposten an Reb Anschel's Hause geschienen haben. Hie und da blieb ein Gassenjunge stehen, Tome angaffend; wie aber Tome ihm sein „Schubiak" entgegendonnerte, suchte er gleich das Weite.

Uebrigens war im Doktorsgäßchen noch Alles sehr still; nur im Scholethause selbst konnte man hören, wie die dicke Frau Scholetsetzerin zu ihren einzelnen Zöglingen herumging, um eine Schmalzkollekte für ihr eigenes Scholet zu veranstalten, indem sie aus jedem der breiten Töpfe etwas abgoß, um so ihr eigenes Scholet möglichst fett zu machen. Draußen aber fing es an lebhafter zu werden. Man ging bereits aus „Schul" und Tome's Herz pochte schon merklicher. In seinem Kopfe drängten sich die verschiedensten Reden, die er an seine künftige Ehehälfte zu halten Willens war, aber auch der Bauch blieb nicht ohne Aufregung, wenigstens schien darauf eine zeitweilige Handbewegung, die auf diese Gegend hinzielte, zu deuten. Braucht wohl nicht erst erklärt zu werden; die Situation Tome's hat dafür ein Dutzend Motive. Doch, wir verplaudern die Zeit und sieh — da kömmt schon aus dem Hause Reb Anschel's eine Maid gestürzt, in der Hand ein kleines Töpfchen, das oben zugedeckt. Husch, husch — Tome ist schon da. Hinstürzen, die Stürze vom Topfe abwerfen und hineinschauen ist das Werk eines Augenblicks. Enttäuscht prallt er zurück; ach, es war kein Scholet, sondern nur — eine Jauche. Und das Mädchen war so schön und die Stürze war zerbrochen, und der heilige Schabbes verletzt.

Sollen wir nun Tome's Niederlage, seinen Rückzug singen? Wie vernichtet lief er in's Haus zurück. Armer Antik! die Zeit, wo man den „ersten Ofen ausnimmt", war ja noch nicht da! Das war ja nur die erste Schwalbe, die den Scholet-Vorfrühling andeutete.

Glücklicherweise waren nicht viel Leute im Doktorsgäßchen anwesend, und Tome hatte noch Zeit sich zu erholen.

Da war's auf der Schwarzwalderuhr Reb Anschels Schlag eilf.

Auf der Estrade des Scholethauses standen die ersten Scholeten bereits „ausgenommen", ein jedes mit der jüdisch geschriebenen Namenszeichnung des Eigenthümers. Im Scholethause fing jetzt das Drängen und Ausrufen der Scholeten an. „Nickel Pa" rief man auf der einen, „Mordche Pitzeles" auf der andern Seite; darunter mischten sich die erlauchten Namen der Jacheliden, Seckeliden, Pereliden, Tanteliden und Poweliden, lauter alter Ghetto-Adel. Glücklich wer in diesem wogenden Treiben sein Scholet endlich aufgetrieben und es hinaus an's Licht bringen konnte!

Tome aber steht draußen, von der Erwartung fiebergebeutelt, seine „Mäkentasch" immer von Neuem mit flacher Hand abstaubend, und die Eröffnungsrede bei der herannahenden Brautwerbung auf den Lippen. Noch hat er Zeit, wiederholt mit den ewigen Staubflecken seiner „Mäkentasch" einen Gang zu machen — da zeigt sich in der Vorhalle eine weibliche Gestalt mit dem untrüglichen Scholettopf in den Händen.

Unzweifelhaft! Es ist das erste Scholet, das heute das Licht der Welt erblickt, und seine Trägerin hat sich durchgerungen zur Sonne des Doktorgäßchens. Dafür harrt ihrer aber auch ein Lohn! — —

Musen! gebt mir Kraft und Weihe, das Weib zu schildern! Sie ist nicht schlank, wie die Cedern des heimathlichen Libanons, aber kurz und dick, wie das Format der deutschen Bibel im Verlage des heimathlichen Pascheles; ihr Auge brennt nicht, wie einst die Sonne am Zion, aber es brennt wie die bescheidene Flamme eines Nachttiegels, der in den letzten Zügen liegt; sie gleicht nicht, ich schwöre es euch, der Venus von Milo, sie gleicht sich selbst — Reichile Spitz heißt sie von Rechts und Matrikel wegen, Reichile „Säuftel" nennt sie die neidische Menge im Ghetto, und drückt damit theils ihre sterbliche Zuneigung zu jedem „Säuftel"[1]), theils das Zarte, Zerflossene ihres Wesens an.

Nur ein Barbar, ein Vandale, dem die Musen, nach Schiller, „nur Stein", könnte über die Glücklichen, die dort schon zum Doktorsgäßchen hinausstolziren, und sich, unbekümmert um ihr Mittelglied, das Scholet fest umschließen, Glossen und Reflexionen machen wollen. Wer das Große dieser Situation, wie Tome die mit dem Scholet dahinwandelnde Jungfrau auf einmal umringt, und im Style des „hohen Liedes"

---

[1]) Kleine Souce.

anredet, nicht selbst sich vorzustellen vermag, nun — für den ist diese Scene nicht geschrieben und nicht geschaffen; er gehe zu den Kaffern!

Die erschrockene Reichile weiß auf die ganze Anrede Tome's keine Antwort. Ihre Augen schwimmen, ihr Herz schwimmt, Alles schwimmt bei ihr in den seligsten Gefühlen. Ach, wer so glücklich wäre, in dieses Meer von Empfindungen, in Reichile's Brust wirklich hinabsteigen zu können! Alles, was sie von der Anrede Tome's versteht, ist, daß sie der reiche Antik zur Genossin seines Lebens wünscht (was, bei Gelegenheit bemerkt, während der dreißig Jahren ihrer Existenz noch keinem im Ghetto eingefallen) und — das ist ihr genug! Sie hat zu thun, daß ihr das Scholet nicht aus den Händen fällt, so sehr beschäftigt sie die plötzliche Liebe Tome's, und zu allem, was er ihr sagt, mag er von der Schlankheit ihrer Taille, oder der Reinlichkeit ihres Scholettopfs sprechen, lächelt sie. Denkt Euch, sie lächelt! Und was soll sie anders? Was wird erst ihr Vater sagen, wenn sie ihn nebst einem gerathenen Scholet einen noch gerathenerен Schwiegersohn mitbringt!

Dort wandeln sie schon den Weg in Reichile's Heimath, die nun auch Tome's werden soll, Arm in Arm, einen Schwarm von Gaffern hinter sich entziehend. Der Antik am Arm eines Weibes! Und am Arm eines solchen! „Ist der Antik bei Sinnen?" — „Auf den Bissen hat er so lang gewartet?" — geht es von Mund zu Mund. Was kümmert das Tome? Hat er doch neuerdings den Zeigefinger Gottes gesehen, hat seine „Bestimmte" gefunden und sein Haus im Schlachtgäßchen wird nun hoffentlich der Tummelplatz von kleinen Kindern werden. —

Die Kunde von Tome's und Reichile's Verlobung, die noch am Abende desselben Tages vorgenommen wurde, regte ganz Israel auf. Es sollte ein Vernichtungskrieg gegen die beneidete Glückliche geführt werden.

Zum häuslichen Glücke des Antik ward indeß Stein für Stein eingefügt. Vier Wochen nach diesen Vorgängen fand zum größten Erstaunen aller Ghettobewohner schon die erste Aufbietung statt, zwei Wochen darauf feierte man die Hochzeit. Ob solcher Schnelligkeit stand im Ghetto Groß und Klein der Verstand still. Wo andere Leute mindestens ein halbes Jahr zur amtlichen Heirathseinwilligung brauchten, brachte der Antik binnen sechs Wochen alles fix und fertig. Man ging so weit, den

Antik schon für einen speziellen Freund des Fürsten Metternich zu halten, denn nur durch solchen Einfluß konnte das Unmögliche möglich gemacht worden sein.

Am meisten aufgebracht war man über das rücksichtslose Betragen Tome's, der keine Seele zur Hochzeit einlud. So verschafft man sich im Ghetto keine guten Freunde. Doch — Tome wollte doch ohnedies nie solche haben.

Bei der Trauung gab es wieder einen kleinen Kampf zwischen „Antik" und „modern", bei dem zwar kein Blut, aber desto mehr Scheltworte flossen.

Das Trauungs-Baldachin, die „Chuppe", war aufgestellt. Unter ihm bildeten Braut und Bräutigam mit den „Unterführern" [1]) einen sechsgliedrigen Kreis, in dessen Mitte der Rebbe mit einer Papierrolle in Händen, und der Schuldiener mit einem vollen Weinbecher standen.

Der Akt der Trauung begann. Der Rebbe las die in hebräischer Sprache abgefaßte „Kßube" [2]), welche die einzelnen Artikel des Heirathskontraktes enthielt. Bei einer bestimmten Stelle richtete der Rebbe die gewohnten Fragen an Braut und Bräutigam, unter andern, ob sie sich einander wollen. Reichile's Ja hörte man in allen Ecken der „Schul", so begeistert und schwungvoll kam es aus der jungfräulichen Brust. Noch fehlte aber die Antwort der andern Hälfte. Tome schweigt. Denkt euch das Erstaunen der Menge, die auf das Ja des Bräutigams wartet. Man murmelt schon allerlei Hypothesen. Die Partie werde zurückgehen u. s. w. Tome schweigt noch immer. Der Rebbe, in der Meinung, Tome habe ihn nicht verstanden, fragt ihn nochmals: „wollt ihr Reichile Spitz zum Weib?" — Tome wird roth, und zornig ruft er dem Rebbe laut zu: „Geht euch nix an. Ihr habt nix zu fragen, ob ich will oder nit!" Gelächter von allen Seiten. So lang die „Schul" steht und die „Chuppe" aufgestellt wird, ist diese seltsame Weigerung eines „Choßen" noch nicht vorgekommen. Der Rebbe macht Tome aufmerksam, daß der Gebrauch diese Frage vorschreibe. Tome entgegnet: „Ihr habt mir nix zu befehlen. Ihr braucht das nicht zu wissen. Und — ich sag nix!"

Die „Unterführer" fangen an, sich in's Mittel zu legen — nichts

---

[1]) Brautführer. [2]) Verschreibung.

hilft. Tome ist ein Antik und sagt nicht Ja. Da macht ein Unterführer dem Skandal ein Ende, indem er die Endzeremonie einer „Chuppe" gleich vornimmt und ein irdenes Gefäß mit dem Fuße zerbricht. Damit war die Giltigkeit der Ehe konstatirt, Tome hat sein „antikes" Recht behauptet, der Rebbe drückte ein Auge zu, um es am andern Tage, wenn er seine sechs Dukaten erhält, in Verbindung mit dem andern wieder öffnen zu können.

Im Ghetto machte das Antikenstückchen nicht geringes Aufsehen. Darum kümmerte sich aber der Antik sehr wenig. Tome verschmähte sogar den „Chower"[1]), den man ihm von Seite der Gemeinde zugeschickt und schickte ihn wieder zurück. Er wollte nicht „Reb" Tome heißen. —

Die neue Herrscherin im Schlachtgäßchen hatte bereits ihre Residenz bezogen. Von den Flitterwochen des neuen Pärchens war selbstverständlich nichts in die Oeffentlichkeit hinausgedrungen. Das „Paar Volk"[2]) lebte ganz zufrieden. Wenn man, wie Madame „Säuftel", von Kindesbeinen an nur die bescheidensten Wünsche gehegt hat, wenn man ferner, wie sie, in die Leiden der Wanderjahre einer alten Jungfer näher eingedrungen ist, so läßt man sich schon eher die Bizarrerie eines Antik gefallen. Streit gab es sehr selten, weil Reichile eine sehr konservativ angelegte Natur war, die jeder Opposition auswich. Gewiß, ein seltenes Weib. Was war bisher ihr Ideal? Ein ruhiges Leben bei Erdäpfel „in der Montur", einem kleinen Scholet oder einer guten Jauche. Den Höhepunkt ihres Glücks, ein Leben, getheilt zwischen Nichtsthun und Nichtsthun, begleitet von den gastronomischen Freuden einer gut besetzten Tafel, ein Leben voll gar nicht enden wollender „Gänsegekröse" und täglich fortlaufender Ketten von „gebratener Leber" — ein solches Leben, wie sie es jetzt führte, ließ sich Madame Reichile's Phantasie nie träumen.

Tome's Antikenthum hatte sich indeß immer mehr und mehr jener verhängnißvollen Gränze zugewandt, wo die Einfälle schroffer und bizarrer wurden, wo ein gewisser Dünkel, von der Nachgiebigkeit der Gemeinde genährt, dieselben immer begleitete und sie mit größerer Pretention und mehr Unausstehlichkeit aufzutreten pflegten. Von vielen kleinern,

---

[1]) Reb-Tittel. [2]) So nennt man im Ghetto ein junges Pärchen.

aber höchst ergötzlichen Kundgebungen seines Antikenthums erzähle ich euch bloß einige.

Das Recht der unverletzlichen Hausherrschaft ließ sich Tome auch jetzt nicht nehmen. Er ging, wie früher, den großen rothen Tornister, der nie von ihm wich, in der „Mäkentasch", die Einkäufe selber besorgen, brachte das Nöthige in's Haus, kurz, war, wie man im Ghetto von einem Manne sagt, der sich in Küchendiensten zu schaffen macht, ein ausgemachter „Schmul Mad".

Für sein Schabbesscholet kaufte Tome die Erbsen immer in dem nahen Städtchen B., um nicht einmal die Erbsen gemein zu haben mit dem Ghetto.

An einem Freitag Morgens treffen wir Tome auf der Straße, die von B. in unser Ghetto führt. Am Heimweg begriffen, keucht er, bei einer wahren Hundstaghitze, unter der Last seines Erbsensackes, dessen Inhalt er dem häuslichen Heerde entgegenführt. Es ist der Vorrath für ein Schock künftiger Schabbesscholeten. Tome muß noch bis Mittag zu Hause sein, wenn die Erbsen für's morgige Scholet nicht unrettbar verloren sein sollen. Bereits hat er sich verspätet. Was ist zu thun? Die Freuden der Sabbathtafel stehen am Spiel. Ein Schabbes ohne große Erbsen ist ein Tag ohne Sonnenlicht. Doch — ein Mann wie Tome ist auch in solcher kritischen Lage nicht verlegen.

Der Sack voll Erbsen wird vom Rücken genommen und auf die Landstraße gestreut, und zu den die Straße lustig hinabrollenden Erbsen sagt Tome: „Jetzt, macht's, daß ihr fortkommt. Schlachtgässel Nr. 3. Tummelts euch, daß ihr um zwölf daheim seid!" Tome aber setzt sich auf einen grünen Rasen und läßt die Erbsen lustig fortrollen. Jede von ihnen schlägt einen andern Weg ein, aber Tome meint, sie kämen doch alle nach Hause, und freut sich noch lange seines glücklichen Einfalls. Zu Hause hat Madame Reichile indeß vergebens auf die großen Erbsen gewartet. Tome muß diesmal auf die Götterspeise zu seinem nicht geringen Verdrusse Verzicht leisten. Ob er auch eingesehen, warum die Erbsen nicht angekommen, weiß ich nicht, und zähle mich zu den Zweiflern unter meinen Lesern. —

Ein andermal kaufte unser Tome zu Ehren des Sabbaths auf der „Hetzinsel" ein paar große Karpfen, und warf sie, damit sie frisch bleiben sollten, in den vorbeifließenden Strom, nachdem er ihnen zuvor einen

Zettel mit seinem Namen um den Hals band, damit sie richtig den Heimweg fänden und des Wassers zugleich nicht zu entbehren brauchten.

Zu der Sorte dieser Genialitäten gehört noch folgender Vorgang. Reichile war eines Tages bei ihrer Freundin auf Besuch. Der um ihren Magen äußerst bekümmerte Ehemann nahm den Speisevorrath des Mittagmahls in einen Dreifuß zusammen und ging damit auf die Straße. Dort stellte er den Dreifuß hin und sprach zu ihm: „Reindile, Reindile! du hast drei Füß', ich nur zwei, geh allein zu mein' Reichile hinein!" Und mit diesem Beschwörungsspruche verschwand er, das Reindile denen, die sich seines Inhalts erbarmten, überlassend. Reichile aber litt Hunger, länger als einem Abkömmling aus dem Geschlechte der „Säuftel" recht sein kann.

Auch als schwärmerischer Naturenthusiast bewies sich einst Tome. Es war Winter und der Schnee lag dicht vor seinen Fenstern. Gefühle und Empfindungen drängten sich in seiner Brust, es drohte eine kleine lyrische Ueberschwemmung, wie sie heutzutage ein gutes Bändchen Gedichte gäbe, sein sonst so starkes Herz zu vernichten. Es war Betzeit, die Tome noch nie in seinem Leben versäumt, und er sollte in „Schul" gehen. Das strahlende Winterkleid der Mutter Erde wollte er aber nicht gerne mit seinen Stiefeln zu Wasser machen. Was war zu thun? Um doch in „Schul" zu gehen, ohne aber das frischgefallene Gewand zu verletzen, schickte Tome um den Schuldiener, und ließ sich von ihm auf dem Rücken in „Schul" tragen! Wie aber die blendende Schneedecke dennoch eingetreten wurde, könnte der Antik noch heute nicht begreifen. —

Als die Zeit herannahte, wo Reichile den Antik mit einem Leibeserben beschenken sollte, sah man Tome in sehr gedrückter Stimmung. Ein geheimer Gedanke gährte in ihm, aber mit der Sprache wollte er nicht heraus. Endlich öffnete er den fortgesetzten Bitten Reichile's doch sein Herz. Es plagte ihn die Ungewißheit, ob sein künftiger Leibeserbe ein Junge oder ein Mädel sein werde. Einen Jungen wollte Tome nicht. Warum sollte er aber einen Namensträger für künftige Geschlechter, die den Ruhm des Hauses Tome bis in die entlegensten Zeiten tragen könnten, nicht gewünscht haben? — Weil Tome der Gemeinde „lang Werachem" und „Tachnu", zwei Gebete, die an Beschneidungstagen dem Ghetto erspart werden, nicht erlassen mochte! Als daher

der Moment der Entscheidung die erste Leibesfrucht Reichile's als ein Mädel konstatirte, war der Jubel, daß die Gemeinde kein „Tachne" erspart, in Tome's Hause sehr groß. Zum Glück hatte Tome von jetzt an lauter Mädel. —

Der Friede ward im Hause Tome's selten gestört; höchstens wurde die alte Katze, die einen Umschwung im Hausregiment bedeutend verspürte, und der es nicht recht war, daß durch den Anwachs der Familie ihr ein Stück nach dem andern von Tome's Herzen entzogen wurde, hie und da revolutionär. An einem Stück Leber, an dem sie als ältestes Hausglied ein Anrecht zu haben glaubte, und das sie daher von der Ofenplatte wegnehmen wollte, entzündete sich einmal der schon lange im Stillen vorbereitete Brand zwischen Hausfrau und Hauskatze. Reichile, über diesen frechen Leberraub erbost, protestirte dagegen. Tome aber besänftigte sie, indem er sagte: „Laß sie nur nehmen die Leber; sie weiß ja nit, wie man sie braten thut!" Tome meinte irrthümlich, daß seine Katze so viel Religion haben werde, gleich ihm, eine Leber ungebraten nicht zu essen. Die gottlose Katze aß aber ohne Gewissensbisse. Der Krieg zwischen der menschlichen und animalischen Hausmacht dauerte indeß nicht lange. Am Geburtstage Tome's soll man die Katze wieder neben Madame Reichile sitzen gesehen haben. —

Die Katastrophe im Antikenthum aber führte das „Schulrücken" herbei. Der Cultus des „Tischrückens" hatte im „Schulrücken" im Ghetto, in dem unsere Skizze spielt, einen würdigen Vorgänger.

Unser Antik wollte nämlich eines schönen Tages gefunden haben, daß man auch Häuser vom Fleck rücken könne, und zwar mit der bewegenden Kraft der Hände. Eine Dissertation zu schreiben über dieses interessante Thema unterließ Tome, der überhaupt ein Feind alles Schreibens war. Der praktische Versuch, den er im Ghetto anstellte, zeigt jedoch von der Gründlichkeit, mit der er das Thema durchdacht hat.

Hören wir. Im Ghetto trug man sich schon lange mit dem Gedanken, die „Schul", die auf einem finstern, unheimlichen Platze gestanden, an einen andern zu verlegen. Geld zum Neubau hatte die Gemeinde nicht und dennoch war derselbe ein Bedürfniß. Was war zu thun? Tome war dazumal Gemeinde-Vorstand. Man hielt Sitzungen über Sitzungen, aber das Sitzen allein wollte dem Bauplane nichts fruchten. Da ward eines Tages zur ungewohnten Stunde die Raths-

versammlung in die Gemeindestube citirt. Tome erschien mit blitzenden Augen und kündigte sein Projekt den versammelten Vätern an. Mit nicht geringem Staunen hat man dasselbe angehört. Er hatte ihnen auseinandergesetzt, wie sie so auf den Kopf gefallen sein könnten und nicht darauf gekommen sind, daß man die „Schul" vom alten Platz auf den neuen nur zu rücken brauche. Im Rathe brachte dieses Riesenprojekt eine immer sich steigerndere Bewegung hervor. Man schaute sich einander an, schüttelte den Kopf, schlug sich vor die Stirne. Reb Perez meinte, das hätte er auch herausbringen wollen; Reb Gumperts versicherte, es wäre ihm auf der Zunge gelegen, und Reb Borech, der Dritte im Rathe, sagte sogar, Tome hätte ihm das Projekt „vom Maul" weggenommen.

Bei Allen aber stand es fest: das Projekt sei werth, im Hirne unseres Tome entsprungen zu sein. Ja, wen Gott gerne hat, den erleuchtet er. Mit dem hohen Rathe war es an diesem Tage nicht auszuhalten. Hatten sie doch eine neue Theorie vom Häuserruck der Mechanik erobert, und sollte nicht in einem Meere voll erträumten Ruhmes schwimmen?

Für den folgenden Montag war das berühmte „Schulrücken" angesagt. Die ganze Gemeinde war am festgesetzten Tage auf den Beinen. Alles, was im Ghetto männlich war und Hände hatte, mußte beim „Schulrücken" mitwirken.

Nach „Schkome" ging der Rath, Tome an der Spitze, mit der ganzen Hoheit des Selbstbewußtseins, eine Menge bewundernden Pöbels im Rücken, zur „Schul". Es stand dieselbe am Spitalplatze, ein einstöckiges, spitzauslaufendes Steingebäude mit rundbogigen kleinen Fenstern; sie stand frei und unbelästigt von Nebengebäuden. Desto besser schien daher dem Antik das Anpacken. Rasch ging man an's Werk.

Alles, was nur Hände hatte, umschlang ein Stück der Mauern oder stemmte sich an dieselben, um rücken zu helfen. Nach einer Viertelstunde rief Tome mit kindischer Freude: „Sie rührt sich schon!" und Tome's Ausruf lief über alle Lippen. Es stand fest: Sie rührt sich schon. Es verging wieder eine Viertelstunde und Tome rief wieder: „Sie ist schon e Stückele weiter!" — Aber die „Schul" stand noch am alten Fleck. Den Schulrückern rann bereits der Schweiß von der Stirne. Sie entkleideten sich. Auch Tome hielt es nicht mehr in seiner „Mäkentasch"

aus und hängte sie der Schul vis-à-vis an die Thüre eines Hauses. Nun ging's in Hemdärmeln. Trotz aller Anstrengungen blieb aber „Schul" — „Schul". Da hörte man endlich einen Freudenschrei. Tome war es, der vor Jubel tanzte. „Die Schul ist schon um zwei Gassen weiter!" rief er in die Reihen der Mitrücker. Man gaffte sich gegenseitig an, denn die „Schul" stand noch augenscheinlich am Spitalplatze.

Einige erlaubten sich zu zweifeln. Wehe ihnen! Tome erdrückte sie unter seinen Beweisgründen. „Ochsenpalot!" rief er ihnen zu, „wo wären denn dann eure Röck'?" und zeigte an die vis-à-vis-Seite der „Schul", wo keine Garderobe mehr zu sehen war. Die Röcke fehlten. Auch der „Mäckentasch" war verschwunden.

Nun, ihr Ungläubigen und beschränkten Zweifler! Ist die „Schul" etwa nicht weiter gerückt? Wo wären denn sonst die Röcke hingekommen? Da diese nicht mehr da waren, mußte doch die „Schul" in einer andern Gasse schon stehen! Das war Tome's Logik. Dem war natürlich anders. Eine Schaar Gassenjungens hatte die Krähwinkliade im Ghetto benutzt, und, während man im eifrigsten „Schulrücken" begriffen war, ein Rockrücken vorgenommen, das zum Leidwesen Vieler besser gelang. Im Tumult war der Diebstahl nicht bemerkt worden, und erst jetzt kam er zu Tage. —

Zum Glück aber barg die „Mäkentasch" Tome's, die auch gestohlen wurde, nicht den rothen Tornister. Dem hatte Frau Reichile vorgebeugt.

Aber die „Mäckentasch" war weg, jenes Kleid, an dem der Segen des Hauses hing, die „Mäckentasch", in der Tome seine Reichile erwarb, sie war verschwunden und Dieb und Mäckentasch sah man niemals wieder. —

Das „Schulrücken" aber hatte Tome wie ausgewechselt. Der Spott der Gemeinde hängte sich an seine Sohlen und in sein ganzes inneres Wesen trat eine Aenderung ein. Der Geist der Antike war von Tome gewichen und er machte Zeit seines Lebens kein Antikenstück mehr. Das gänzlich gescheiterte „Schulrücken" hatte seine Produktionskraft gelähmt. Er war der letzte der Antiken. Seine Geschichte aber ist „wie gegossen".

IV.

Er und Sie

oder

Ein zehnjähriger Brautstand.

Fünfundvierzig Jahre sind an Veisch Trone vorübergegangen und nie hat ein profaner Gedanke, wie der, sich ein Weib zu nehmen, in seiner Seele um sich gegriffen. Veisch zählte sich seine Rippen und da er sah, daß ihm annoch keine fehle, glaubte er richtig schließen zu dürfen, daß sein Weib noch nicht geschaffen sei. Wenn man Fünfundvierziger und obendrein „Schammes"[1]) in der „Klaus"[2]) und „Kidesch-Lewana-Rufer"[3]) von Amtswegen ist, nun dann verfällt man nicht so schnell in die sündigen Gedanken der profanen Menge. Die „Klaus" war Veisch Trone's Gottesbraut, er liebte sie, die Große, mit ihrer „Männer- und Weiber-Sommer- und Winterschul", mit ihrer braunen Vorhalle, mit jenem übersinnlichen Etwas, das uns übrigen Sterblichen nicht allen zu Theil geworden ist. Sein Gehalt und die Nebengelder, die seine Beamtung abwarf, halfen unserem Veisch Trone nur theilweise leben; den eigentlichen Lebensodem sog er aus der Göttlichkeit und Unantastbarkeit seiner Stellung zur „Klaus", und den „Klausnern." So lebte er für und in der „Klaus"; ihr gehörten seine Tage, ihr opferte er so manche Nächte, seine Zeit, die Perlen seiner Lebensabschnitte, zwischen Dreier-Zählen und Lampen anzünden theilend; abwechselnd lud er noch zur Zeit des Vollmonds durch sein „Khidesch-Lewana", das er die Ghettogassen

---

[1]) Synagogendiener. [2]) So hieß die Synagoge nach ihrem Erbauer. [3]) Der zum Heiligungsgebet des Mondes monatlich ruft. [4]) Vorhalle.

entlang ertönen ließ, die männliche Bewohnerschaft zur Heiligung des Mondes.

Wozu noch ein Weib? sprach Veisch Trone, den ungefügigen Junggesellendämon in seinem Innern bannend. Die ganze „Weiberschul" in der „Klaus" hatte er ohnedies im Magen, er haßte sie so recht mit dem nachdrücklichen Zorn eines „Schammes." Konnte aber dieser Haß Veisch Trone's nicht andere, tiefere Beweggründe haben? Hatte nicht die „Weiberschul" in der „Klaus" ihre eigene „Schameste"[1]), die von den „Klausnerinnen" die Funktionsgelder einstrich?

Vor der Zeit, in der wir mit unserer Geschichte stehen, hättet ihr diesen Argwohn des Autors gegen seinen eigenen Helden für höchst abscheulich halten können; jetzt aber hat er Mittel zu seiner Reinigung. Veisch Trone war, wie gesagt, fünfundvierzig Jahre alt; das Vorleben eines „Schammes" war nun zu Ende und eine neue freuden- und leidenreichere Epoche beginnt in der Geschichte seiner Seele. Wer eines Tages Gelegenheit und Lust gehabt hätte, — letztere war besonders von Nöthen — in der „Klaus" noch einige Zeit nach Schluß des Morgengebetes zu verbleiben, der hätte mit nicht wenig Erstaunen wahrnehmen können, wie kurz vor Schulsperre die Thüre der „Weiberschul", wie magisch berührt, aufging und die „Schameste" Fradele auf der Schwelle zeigte. Dann blieben „Schames" und „Schameste" ohngefähr eine Stunde beisammen. Die Details dieser Conferenz, die sich nun täglich erneuete, ist Geheimniß geblieben. Genug, man ahnte, Veisch Trone, der Weiberhasser, suche endlich doch feminellen Umgang. Es war dies Veisch's einzige weltliche Stunde, in der er sich auch als Mensch und nicht nur als „Schammes" fühlen konnte. Fradele „Schameste" hatte es ihm angethan. Von nun an war nie sein ganzes Herz bei den Funktionen in der „Klaus"; die Hälfte war in der „Weiberschul" drin.

Ich würde mir Gewissensbisse machen, diese schnelle Liebe so mir nichts dir nichts unmotivirt hinzustellen. Zufälligerweise haben sich ja nicht Veisch und Fradele so plötzlich in einander verliebt, sondern die „Chanuke" und „Purim"-Gelder[2]) des „Schammes" haben sich in die „Chanuke"- und „Purim"-Gelder der „Schameste" verliebt. So wird also Jeder

---

[1]) Dienerin in der Frauenabtheilung der Synagoge. [2]) Weihnachts- und Faschings-Gelder.

diese plötzliche Flamme motivirt finden. Veisch Trone fand, daß es nicht gut sei, daß ein „Schammes" allein sei auf Erden und daß, wenn einmal „Schammes" und „Schameste" Einen Leib bilden, die „Chanuke-" und „Purim"-Gelder wohl dasselbe thun. Und da er wunderlicher Weise zu eben der Zeit häufige Schmerzen in den Rippen empfand, so nahm er dies als eine göttliche Kriegserklärung an sein Junggesellenthum hin und erklärte Fradele zu seinem Weibe vor Gott, der Welt und der „Klaus." Es verging eine hübsche Zeit ehe noch die fashionable Ghettowelt von dem Raube der „Klaus"-Vestalin etwas ahnte. Freilich wurden die ehernen Pforten der „Klaus" jetzt später geöffnet als früher, freilich blieben die Lichter lange „ungeschneuzt", aber daß damit ein Ereigniß in Verbindung stehe, wie es bald erfolgen sollte, träumte Niemand. Bald darauf hieß es im Ghetto: Veisch Trone und Fradele Silberschein empfehlen sich als Verlobte. Das Ghetto blieb ruhig.

Wenn man aber Brautigam ist, will man auch Hochzeit machen. Auch Veisch Trone gerieth in die philosophische Atmosphäre dieses logischen Satzes.

„Ohne Geld ist aber kein Chaßene"[1], sagt ein bedeutsames Sprüchwort im Ghetto. Und Fradele Silberschein ist eine ganz reelle Braut, die etwas kostet, wenn man sie heimführen will und blutig verdient werden muß.

Da begannen nun die Leiden des jungen Werther der „Klaus." Zuerst war das Gubernium da, das für die „Bewilligung" Geld haben wollte, Taxen, wie sie es nannten. „Die Welt liegt nicht mehr in den Windeln, in den Uranfängen der Kindheit, wo sich jeder Adam so mir nichts dir nichts seine Eva nehmen kann. Der Staat braucht Geld. Die Freuden des Lebens wollen nicht nur genossen, sondern auch bezahlt sein, und das „Chaßenmachen", diese größte der Freuden, sollte nicht bezahlt werden? Wozu braucht ein Jude überhaupt zu heirathen? Wird die Welt untergehen, wenn Veisch Trone und Fradele Silberschein separat durch's Leben gehen?" Derartig disputirte der gnädige Herr Gubernialrath einem unterthänigen Bittsteller Veisch Trone die Nothwendigkeit, eine „Schameste" besitzen zu müssen, auf den Fingern weg und witzelnd endete er jedesmal: „Ohne Maxen keine Taxen; ohne Taxen keine Chaßene", und dann nahm er eine Priese und Punktum.

---

[1]) Hochzeit.

So kam es, daß Veisch Trone mit beschwertem Herzen die Treppen des hohen Guberniums herabstieg. In seiner friedlichen Schammesseele stiegen Gedanken von Verletzung der heiligsten Menschenrechte ꝛc. ꝛc. die Hirnleiter auf und ab. Es war ihm als rief ihm das Naturrecht zu: Du kannst dir eben so ein Weib nehmen, wie der gnädige Herr Gubernialrath. Aber das alte, liebe, gutmüthige, gemüthliche Oestreich wollte, der Jude solle die Braut, die er heimführe, wie die Gans, die er schlachten läßt, und wie die schöne Porto-Riko, die der Herr Gubernialrath raucht, verzollen! Die Liebe eines Juden wurde besteuert wie das Stück Schlachtvieh! — Was war zu thun? Veisch's Sparsamkeit mußte herhalten. Ohne „Bewilligung" wollte Veisch seine Fradele nicht heimführen; er wollte eine legale, gesetzliche Frau, einen legitimen Nachfolger in seinem Amte, den einst nichts von der Thronbesteigung in der „Klaus" abhalten könnte. Nun mußte die Civilliste der Brautleute die nöthigen Taxen auftreiben helfen. Es wurden allenthalben auf beiden Seiten schmale Bissen gemacht. An einem Tage kaufte Veisch um einen Kreuzer ein „Riegele"[1]) und theilte seiner Braut die ungeschmälerte Hälfte mit, am anderen that Fradele desgleichen. Wenn es hoch ging, mußte ein „guter" Groschen herhalten und die für denselben eingekauften Paar Würstel sekundirten dem „Riegele." Alle zufließenden Gelder aber wurden der „Bewilligung" auf den Altar gelegt. So ging es bis in's sechste Jahr des Brautstandes. Ja, wenn man nur auf „Chanuke-" und „Purimgelder" warten muß, geht das nicht anders, denn „Chanuke[2])" und „Purim[3])" sind leider nur immer einmal im Jahre.

Als nun das Geld beisammen war, und das Gubernium befriedigt werden konnte, glaubte Veisch Trone die Leiden des Brautstandes im Rücken zu haben. Es war ein wonneseliger Tag für den „Klausschammes", da er auf's Gubernium zitirt war, um die Akten in Empfang zu nehmen. Veisch hatte schon für sich auf einen Kaputt und für Fradele den Gradenoble auf's „gute Kleid"[4]) bestellt, da — bekommt die Bewilligung mit einemmal wieder einen „Wurf." Das hochlöbliche Gubernium erlaubte sich zu fragen, wie Veisch Trone sich unterfange Veisch zu heißen, da die Conscription nur von dem Vor-

---

[1]) Ein ordinäres Gebäck. [2]) Weihnacht. [3]) Fasching. [4]) „Gutes Kleid" heißt jenes, das die Braut bei der öffentlichen Trauung trägt.

namen Veit wissen will. In einem soliden Staate darf nicht wer da will Veisch heißen! Veit oder Veisch — das ist nun die Frage.

Die Veisch-Angelegenheit nahm wieder zwei Jahre weg. Das Gubernium war lange nicht gestimmt oder geneigt, die schriftliche Lanze, die Veisch für den ehrwürdigen Namen seiner Väter einlegte, anzunehmen. Im achten Jahre des Veisch-Trone'schen Brautstandes anerkannte es endlich das gute Recht der armen Namenshälfte und da war es nun das Stück Stempelpapier, das Veisch Trone autorisirte, seine Fradele heirathen zu dürfen. Jetzt schlägt seine Brust höher, er hat das volle Bewußtsein, nicht mehr in Gefahr zu sein, mit seiner Fradele zu der Klasse der ewigen Brautpaare zu gehören, zu jener Gesellschaftsgattung im Ghetto, der irgend ein Umstand die Permanenz des Brautstandes anbefahl.

Aber auch für Veisch Trone war noch nicht Zeit zu frohlocken, sagen wir es nur gleich, die Leiden des Brautstandes waren für ihn noch lange nicht beendet. Den Chikanen des Gubernium entronnen, sollte seine Heiratslust andern begegnen.

Der Kaputtrock war bereits beim Schneider, Fradele's „gutes Kleid" auch schon im Kasten, der ersten Aufbietung in der „Klaus" sollte nun die zweite folgen, und bereits hatten Veisch und Fradele die Kreide in Händen um eine „kleine Hochzeit" anzurichten.

Aber Peter Beer hatte es anders beschlossen.

Peter Beer? Wer ist der?

Peter Beer, beeideter und noch mehr besoldeter Religionslehrer in unsrem Ghetto, hatte den gar nicht so unangenehmen Auftrag die Brautpaare, die an der Schwelle der Ehe standen, für zwei Gulden Conventions-Geld, einer Prüfung aus dem „Bne-Zion", einem Buche, das Peter Beer verfaßte und das gelernt werden mußte, zu unterwerfen. Ungeprüft oder besser ungezahlt ließ Peter Beer kein Schiff in den allein selig machenden Hafen der Ehe einlaufen. Braut und Bräutigam sollten vorerst Proben ihrer religiösen Läuterung, die sie im „Bne-Zion" vorgenommen, ablegen; ein oder der andere Abschnitt aus Peter Beer's Buche machte sie erst heirathsfähig. Wehe denen, die sich da einfallen ließen, von der kastalischen Quelle Peter Beer'scher Weisheit nur oberflächlich kosten zu wollen; Peter Beer stieß sie unbarmherzig in die Finsterniß des ledigen Standes zurück.

Aber du konntest, lieber Leser, dein Gedächtniß mit den Lehren Peter Beer's noch so vertraut gemacht haben, du konntest alle die Erstens, Zweitens, Drittens und Viertens, wie sie Peter Beer in seinem Buche als Grundpfeiler einer glücklichen Ehe aufstellt, noch so genau wissen: Zwei Gulden Hafengeld mußtest du doch zahlen! Ja, „ohne Geld keine Hochzeit." Denk dir nun unsern guten Veisch Trone und seine liebe Fradele in dieser Lage! Der arme Veisch! Er hat den Kopf voll, wie viel Lichter er heute in der „Klaus" anstecken muß, und soll Morgen bei Peter Beer Prüfung machen! —

Da schlägt schon die Stunde. Es gilt, sich auf's eigene Glück zu verlassen. „Wenn Gott will", sagt Fradele zu ihrem Bräutigam, „werden wir da drüber auch sein."

Veisch Trone und Fradele Silberschein erscheinen im Prüfungssaale Peter Beer's. Nebst ihnen sind noch andere Kandidaten und Kandidatinnen des „Bne-Zion" anwesend. Nichts im Prüfungssaale zeigt an, daß hier ein weiser und kluger Richter über Sein oder Nichtsein, über Heirath oder Ledigbleiben Beschluß fassen wird, nur einige sattsam anatomisirte Beine, die auf dem Prüfungstische auf einem Teller über ihr nächstes Schicksal nachsinnend, liegen, zeigen an, daß hier vor noch nicht langer Zeit Peter Beer bei einigen gebackenen Kalbsfüßen zu dem seiner harrenden schweren Amte Kraft und Erholung gesucht. Wer Zeit zum Nachdenken hätte, käme da auf sonderbare Ideen; wie sich z. B. die Honorare der Brautleute zu der Art und Weise Peter Beer'scher Ernährungsweise verhalten. Doch dazu fehlt den Anwesenden die nöthige Sammlung. Auf ihren Lippen schweben die einzelnen Paragrafe des „Bne-Zion" auf und ab, geisterhaft an einander vorbeihuschend, und Alle sind sie bestrebt über das mehr oder weniger Erworbene eine schnelle Revue zu halten.

Nur unsere beiden Helden stehen unbeweglich und starr, unbelastet von allem Wissen, aber mit großem Gottesvertrauen. Freilich haben Beide nichts zu rekapituliren, nichts zu vergessen. Veisch blickt gedankenschwer in die nächste Zukunft; er scheint die Erynnien, die ihn beim Gubernium verfolgt hier zu wittern, und fährt ängstlich mit den Fingerspitzen in seinen dunklen Haaren herum. Anders Fradele.

Ein sanftes Lächeln der Ergebenheit in alles Kommende, spielt um ihre Mundwinkel und wie man sie da sieht, stolz um sich blickend, möchte

5*

man meinen, das ganze hundert Seiten starke „Bne-Zion" sei in ihr zu Fleisch und Blut geworden, sie habe den ganzen dicken Peter Beer in sich verarbeitet und harre nur mit Ungeduld der Stunde, ihn wieder von sich geben zu können. Woher diese Zuversicht? So wißt denn, sie hat mit schwerem Gelde gestern eine „Stoppleber" (die Leber einer gestopften Gans) gekauft, gebraten und in die Küche Peter Beer's geschickt. Von da aus gedachte sie auf den Lehrer der Nation zu wirken. —

Doch, da tritt eben Peter Beer ein. Er scheint nicht gut aufgelegt, das Käppchen sitzt schief am Kopfe, als wollte es den Akt der Selbstbefreiung vornehmen. Das Staatsexamen beginnt.

Veisch zittert an Leib und Leben. Er wünscht sich in seine „Klaus" zurück, wo es nur Lichter anzustecken und Dreier zu sammeln, und nicht Peter Beer und Prüfungen giebt, und nur der Gedanke an die entschwundenen Brautjahre hält ihn noch aufrecht. Bereits sind zwei Pärchen von Seiner Erzgestrengen reprobirt. „Geld ist hin, Glück ist hin." — „Ich bleibe ledig, ledig ist der beste Stand" und andre derartige Lieder summen schadenfrohe Rachegeister unter diesen herum. Ach, die Unglücklichen! Sie müssen wiederkommen, wiederlernen und — wiederzahlen, um vielleicht von Seiner Erzgestrengen wieder „geworfen" zu werden! Doch behalten wir uns unser Mitleid für den Helden unserer Geschichte vor. Wir werden es benöthigen.

Fradele ist gefaßt. Hat sie ja ihr ganzes Glück auf die Kraft einer großen „Stoppleber" gesetzt. In Veisch aber nimmt die Unruhe immer zu. Er sagt sich: Wenn Peter Beer nun aber an die „Stoppleber" vergißt, wenn sie ihm zu klein oder nicht schön genug wäre, oder gar, wenn er heute überhaupt unzugänglich bliebe? Und so wirbeln in Veisch Trone's Hirne die bösen Gedanken.

Doch — Peter Beer ruft schon: „Fradele Silberschein!"

„Da bin ich, Herr Peter Beer-leben" antwortet Fradele, aus der Reihe der Umstehenden dem Altare der Weisheit sich nähernd. Wie sie da steht, vor dem Throne des strengen Richters mit jenem süßen Lächeln, das sich das Herz des Richters erobern oder an die Macht die „Stoppleber" gemahnen will!

„Was fordert Gott von der Eheleuten, zweitens?" fragt Peter Beer an dem „erstens" der so eben zu Ende geprüften Kandidatin anknüpfend.

Fradele Silberschein soll wissen, was Gott von den Eheleuten

„zweitens“ fordert! Sind das Anforderungen an eine „Schameste“ der „Klaus!“

Fradele ist stumm, wie ein Fisch. Woran mag sie nur denken? Was bewegt sie in diesem Augenblicke des Nichtswissens? Ihre Intensionen erhält sie gewiß von der „Stoppleber.“ Sie ärgert sich, daß sie — die „Stoppleber“ — nicht frisch in seinem Geiste noch lebt und sich räuspernd und da es doch hingewiesen sein muß, antwortet sie halblaut zu Peter Beer gekehrt: „Die Stoppleber.“

Allgemeines Lachen unter den Umstehenden, die die Antwort gehört haben. Selbst auf den Lippen des allezeit kalten Prüfers zeigt sich etwas von einem Ansatz zum Lachen. Aber freilich klingt Fradele's Antwort: daß Gott von den Eheleuten „zweitens“ eine „Stoppleber“ verlange, etwas gar zu launig.

Peter Beer nimmt nun, ehe er zur zweiten Frage schreitet die unvermeidliche Priese aus der Sandauer und nießt. Das lauteste „Assiße, helf Gott“ ertönt natürlich von Fradele's Seite. Die Arme! Im Momente des Drangsals sucht sie an Peter Beer's Nerven zu appelliren. Oder sagt sie dies „Helf Gott“ sich selbst? —

Zweite Frage: „Was sichert das wahre Glück einer Ehe?“

„Die Stoppleber!“ antwortet Fradele ärgerlich und zwinkert mit den Augen. Das Gelächter wiederholt sich, man staunt über die seltsamen Antworten, Peter Beer aber versteht Fradele's Anspielung nicht und so stellt er denn gleichgiltig die letzte Frage:

„Was läßt Euch hoffen, daß eure Ehe glücklich sein wird?“

„Meine Stoppleber!“ schreit Fradele gereizt, da sie bereits Alles verloren sieht.

Peter Beer aber meint, die „zweite Klasse“ in den Katalog kritzelnd: „Ihr könnt ein andermal wiederkommen, bis Ihr etwas gelernt habt, Fradele Silberschein!“ und überläßt die Gefallene ihrem Beisch Trone.

Beisch selbst legt seine Prüfung nicht mehr ab, fürchtend das Loos seiner Allerliebsten theilen zu müssen. Zu Hause aber angekommen fand Fradele die „Stoppleber“ von Peter Beer rückgesendet. „Gewiß eßt er keine gern!“ bemerkt sie zu sich selbst boshaft lächelnd. Hatte sie Recht? —

Was nun anfangen? Das „gute Kleid“ und der Kaputt bleiben

nun wiederum liegen. Wenn das so fort geht werden beide Gewänder unseren Helden bald zu enge sein.

Aber Fradele fand bald einen Rettungsanker. Sie hatte „Kundschaft" bei der Vorsteherin der Weiberschule in der „Klaus" und die Vorsteherin hatte wiederum „Kundschaft" bei Herrn Peter Beer, gestrengen, unerbittlichen, stoppleberlichen Angedenkens. Der Urgroßvater der Vorsteherin war nämlich seiner Zeit Stiefelputzer bei Herrn Peter Beer's Urgroßvater, und wenn in Peter Beer noch das geringste Gefühl für seine Vorderältern und deren Stiefelputzer rege ist, so muß Fradele durchkommen. Nach einer „Eminenz" geizt sie ohnehin nicht.

Der Vorsteherin genealogische Studien haben auch wirklich, wie ich kurz versichern kann, ihre Früchte getragen. Fradele ist durchgekommen. Dafür aber — denkt Euch das Spiel der Götter mit diesen armen Sterblichen — ist Veisch wieder gefallen!

Veisch hatte nemlich dieselben Fragen gelernt, wie seine Fradele. Peter Beer ließ diese Studiumseinheit nicht gelten und Veisch mußte, mußte fallen. Ja, warum hat er auch keinen Urgroßvater, der bei Peter Beer's Urgroßvater Stiefelputzer gewesen! Solche Blutsverwandtschaften trifft man nicht alle Tage. Veisch ist, wie es auch seine Stellung zur „Klaus" und Levana erfordert, zu viel Idealist. Er steht nie auf realem, praktischen Boden, er mißt die Menschen, wie sie nicht gemessen sein wollen. Und darum sagt er auch zu sich: „Wenn du Peter Beer wärst, möchtest du nicht den Bräutigam durchfallen und die Braut durchkommen lassen. Du möchst ein Auge zudrücken, wenn du weißt, daß Er und Sie schon bald zehn Jahre mit einander gehen, ohne Hochzeit halten zu können."

Peter Beer aber ist ein andrer Mensch; er darf die Herzen nicht ungeprüft zusammengeben, er ist Statthalter Gottes im Ghetto. „Gott prüft Herzen und Nieren", wie es im Bne-Zion heißt; Peter Beer prüft Herzen, die Nieren nur dann, wenn man sie ihm, gut geröstet, zuschickt; — natürlich dürfen sie dann nicht vom Menschen sein. — Gott prüft umsonst, Peter Beer nicht unter zwei Gulden. —

Mit der Klaus-Vorsteherin ist nichts mehr anzufangen, sie will nicht noch einmal den Schatten ihres Urgroßvaters heraufbeschwören, am wenigsten für Veisch, den sie „im Magen hat." Indessen bedauert man die guten Leutchen, wegen des Ungeschickes, das ob ihren Häuptern

schwebt. Erst ist Sie durchgerumpelt, Er aber nicht, weil er gar nicht geprüft worden; dann ist Sie durchgekommen, da ist Er wieder durchgerumpelt. So kömmt es, daß man im Ghetto nur von Er und Sie zu reden braucht, um Veisch Trone und Fradele Silberschein zu verstehen. — Gerne möchte unser Held lernen, wenn man aber Fünfundfunziger ist — in dies schöne Alter kömmt unser Bräutigam eben — und nie in den Apfel der Wissenschaft zu beißen, sondern blos dem Kultus des Lampenanzündens und „Kidesch-Lewana-Rufens" nachzugehen gewohnt war, nun dann hat man den Kopf zu solchen Dingen nicht mehr. —

Die Ehe zwischen den „Chanucke-" und „Purimgeldern" Veisch Trone's und Fradele Silberschein's — die eines Tages vor zehn Jahren, wie wir wissen, in der „Klaus" eingegangen war, — gedeiht trotz alledem und alledem auf sittlicher Weise fort und sind bereits einige neue Generationen „guter" Groschen daraus hervorgegangen. Aber, was nützt das? Man will ja auch vor „Gott und der Welt" einander angehören. Wenn man volle zehn Jahre zu einander geht, um — nicht zu vergessen, zeichnet ein tief sittliches Gefühl unsere beiden Helden aus — täglich wieder auseinander gehen zu müssen, muß diese tägliche Trennung am Ende doch recht ärgerlich werden. Und gar erst im Winter! Ehe Veisch aus seinem Stübchen in der Zeikerlgasse, wenn ihn die Macht der Liebe mit ihrem geheimnißvollen Weh beschleicht, zu Fradele's Wohnung am Hahnpaß gelangt, ist bei einer Temperatur von auch nur zehn Graden Kälte seine Liebesglut bedeutend abgekühlt, und er kömmt kalt und kalt geht er wieder. Ach, Fradele's Wangen glühen ja nicht mehr wie noch vor zehn Jahren, wo sie dies, wie ein eisernes Oefchen thaten, und Blut ist schon in dieser „zehnjährigen" Braut auch sehr wenig, denn während eines zehnjährigen, chikanenvollen Brautstandes kann man in der That Bankerott an seinem Bischen Blute werden. „Schameste" — oder nicht; das Alter ist schonungslos und auch auf geweihte Häupter legt es seine sengende Hand. Daß zwei Brautleute auch etwas mit einander zu reden haben, findet man doch begreiflich. Wie bald sind nicht die kargen Stunden des Beisammenseins um, und hereinbricht die unerbittliche Nacht, die Mahnerin der Keuschheit, die den Liebenden schwere Trennung auferlegt. Dann nimmt Fradele ihren Geliebten Veisch Trone unter dem Arm, um ihn nach Hause zu

geleiten. Der stille Mond accompagnirt das Liebesgeflüster. Doch bei der Zeikerlgasse angelangt, tritt die männliche Galanterie in ihre Rechte ein, und ihre unantastbaren Gesetze werden in Veisch so rege, als hätte er die sechsunddreißigste Auflage der „Kunst zu lieben" studirt. Da Sie Ihn begleitet hat, so muß Er Sie wieder zurückgeleiten. Es geschieht. Nun sind sie wieder am Hahnpaß, aber die Nacht ist so wonnig und die Trennung so schwer, das Herz siegt im langen Zweikampfe über den müden Fuß und Fradele geleitet wieder ihren Veisch in die Zeikerlgasse zurück. Hier erwacht nun der Conflikt zwischen Liebesgluth und Fußweh in Veisch von Neuem; auch Er wird Verräther an dem Träger seines Lebens und begleitet Sie wieder zum Hahnpaß zurück. So begleiten sie sich, Er und Sie, immer wieder hin und her, bis der Mitternacht ausrufende Wächter diesen Kreuz- und Quergängen irrender Liebe ein Ende macht. Seht nur das Pflaster von der Zeikerlgasse bis zum Hahnpaß an und Ihr werdet sehen, wie es von den Thränenfluthen der täglich Scheidenden immer lockerer geworden!

Dieses kümmerliche Meiden und Scheiden hat unser Veisch Trone nun doch eines schönen Tages satt. Und so nimmt er denn den Kampf mit den hindernden Mächten wieder auf und kauft das „Bne-Zion" von Peter Beer. Wie er sein Studium eingerichtet, wissen wir, aufrichtig, nicht zu sagen, genug — Veisch war eines Tages auch „drüber." Lassen wir es dahingestellt, ob er dies seinem Fleiß, seinem Glücke oder der guten Laune Peter Beer's verdankte — genug, Veisch hatte sein Attest.

Jetzt war das Entrégeld in die Ehe mit Jahren, Leiden und Geldern hinlänglich bezahlt, der Hafen war offen. Frei liefen unsere Helden ein. Eine Firma umschloß sie, und sie gehörten sich endlich „vor Gott und der Welt" einander an.

Im eilften Jahre des Brautstandes Veisch Trone's und Fradele Silberschein's — ich glaube, man hat im Ghetto mit dem Brautstande der braven Leutchen eine neue Zeitrechnung begonnen — machten sie „Chaßene" und an deren endlichem Zustandekommen hatte das ganze Ghetto seine Freude.

Jetzt war Veisch Trone ein „Balbos"[1]) wie andere „Balbatim."

---

[1]) Verheiratheter Mann.

Er trat mit ein in die Reihe den stimmführenden, Wohl und Weh berathenden Ghettoglieder, er durfte in seinem täglichen Privat- und öffentlichen Reden über „Kol"[1]) und die „Kolsleute" zu Gericht sitzen, er durfte am Versöhnungs- und Bußfeiertage den „Kittel" und das „Häubel" tragen, „Reb" heißen u. a. m. Das Alles hat aber auch Beisch, der um Fradele Silberschein bald so lange, wie sein Ahnherr Jakob um seine Rachel, diente, im Schweiße seines Angesichts verdient. Er hat kräftig um sein menschliches Recht gestritten, sich und seinen Namenstheil Beisch beim Gubernium vertheidigt, „Riegelech" gegessen, Taxen bezahlt und auf seine alten Tage noch „Bne-Zion" gelernt. Und das Alles für — Fradele Silberschein!

Aber noch war das goldene Zeitalter für unsern Helden nicht ganz gekommen. Zwei Jahre hatte er auf einen Leibeserben geharrt. Umsonst. Die zürnende Gottheit hatte auf Anrathen der Hausgöttin der „Klaus" der man ihre Vestalin geraubt, den Mutterleib Fradele's verschlossen und die Hoffnung auf einen kleinen „Schammes", in dem die „Klausner" die Garantie des fort bestehenden Regimes in der „Klaus" haben sollten, war fast dahin, trotzdem Beisch und Fradele in mannigfachen Gebeten gelobten, den Sprossen den Diensten des Herrn zu weihen und ihn zum Propheten in Israel heranzubilden — da schenkte ihnen Gott im dritten Jahre ihrer Ehe — keinen kleinen „Schammes", aber eine kleine „Schameste", zur Sühne der Laren der „Weiberschul." Und die Freude war groß in Israel, Beisch tanzte den Tag über, wie verzückt. Er verzichtete auf einen „Schammes", der einst seinen Ruhm fortpflanzen sollte, der einst ein zweiter Napoleon, alle neun „Schulen" des Ghetto erobern sollte und war zufrieden mit einer Thronfolgerin. Ob es eine salische Erbfolge in der „Klaus" gab, wissen wir nicht. Der neue Ankömmling in der Trone'schen Familie hieß Nettel. Von jetzt an schweigt die Geschichte von Reb Beisch Trone und seiner Frau Fradele, geborene Silberschein und seine Nettel — oder wie man sie im Ghetto nannte „Privenettel" — tritt in die Scene. Deren Lebensfahrten soll unsere nächste Geschichte erzählen.

---

[1]) Gemeindevorstand.

V.

Privenettel.

Pestalozzi und Basedow mögen dazumal in ihren pädagogischen Thaten in unsrem Ghetto noch nicht gelebt haben. Wenigstens versicherte mich Reb Veisch Trone, unser alter Bekannter und „Schammes" in der „Klaus", ihr Erziehungssystem bei seiner kleinen Nettel nicht in Anwendung gebracht zu haben. Eher hielt er es dem Anscheine nach mit den Principien Reousseau's, denn Nettel bekam sehr selten animalisches Leben zur Nahrung, obwohl man versucht wäre diesen Umstand mehr der Kargheit Reb Veisch Trone's zuzuschreiben, der durchaus kein Spendirer war.

So wären wir denn mit einem Sprunge mit der Heldin unserer Geschichte in das Bereich der oberen Kinderjahre hineingerathen und wird uns der geehrte Leser diesen epischen Sprung — wie es die Aestetiker nennen würden — der uns so glücklich über die Periode der Kinderbrei-Consumtion und des „Zahndelmachens" in Nettel's Dasein hinwegtrug, gerne nachsehen. Ohnehin verlebte Nettel diese ihre ersten Kinderjahre in derselben Weise, wie alle anderen Ghettowürmer. Sie lag in rothstreifigen Zwillichkissen eingepökelt, bewohnte ihr strohgeflochtenes Wiegenpalais und fiel abwechselnd auch heraus, schrie mit Aufbietung aller ihrer Linguistik „Pappa," „Mamma", „Tata", wußte aber auch zuweilen sehr, sehr still und nachdenklich zu sein. Dann bewunderte Reb Veisch ihr reges Gedankenleben und träumte schon im Stillen von der künftigen „Großen" seiner Nation.

„In dem Kind geht eppes vor, Fradelleben" sagte er gewöhnlich zu seiner Frau, wenn Nettel so still da lag. Und wie sagte er das? Mit dem vollsten Pietätsgefühl vor der Welt des Gedankens, das ihn die Augen weit nach Oben öffnen und die Fingerspitzen naß machen ließ; jedesmal ein Zeichen ahnungsvoller Aufregung bei Reb Veisch.

Madame Fradele aber wie wir wissen von jeher sehr reeller Natur sagte gewöhnlich, nachdem sie den Ursachen dieser geheimnißvollen Stille nachgegangen und diese ganz natürlich fand: „Gewiß geht eppes vor. Sie liegt ganz naß“ — und im selben Moment war Reb Veisch aus dem Himmel seiner Bewunderung, in die trockene diesmal etwas nasse Wirklichkeit herabgestürzt.

Platzte so durch Madame Fradele's prosaische Weltanschauung so manche buntfarbige Seifenblase Reb Veisch's, so redete er trotzdem Nettel alle Tage andere Fähigkeiten ein. Schritt z. B. Salme Leb, der Feuerallarmirer des Ghetto, mit der Trommel durch die Gassen und die kleine Nettel versuchte dann die Eindrücke und Intentionen, die Salme Leb's Trommelkonzert in ihrem Ohr zurückgelassen, mit ihrem unartikulirten „bum, bum, bum“ wiederzugeben, da dachte sich Reb Veisch seine Tochter in der nächsten Zukunft eine zweite Deborah und in idealer Ferne sah er schon die Zeit, wo Nettel mit der Trommel das ganze Ghetto zum Siege über die nichtauserwählten Völker der Erde führen würde.

So war nun die Periode des

„Eia popeia
Es rumpelt im Stroh.“

endlich auch in Nettel's Leben zurückgelegt und Nettel trat in die Reihe der beströmpfelten und beschuhten Ghettojugend. Windel und Zwilichkissen waren überwunden und die Hesperidenäpfel des Alef=Bet fingen an zu winken.

Nun ging es an's Buchstabieren. Da hieß es nun den ganzen Tag: Alef=a macht a; bes=a macht ba u. s. w. Mehr oder weniger, je nachdem die kleine Nettel richtig oder unrichtig buchstabirte, waren ihre jedesmaligen Aussprüche von Freuden= oder Verzweiflungsausbrüchen Reb Veisch's, der den Unterricht persönlich leitete, begleitet.

Weh dem Tag, an dem die Sterne des Verstandes in Nettel nicht aufgehen wollten, an dem also bes=a nicht ba, sondern ga oder gar pa und ja lautete! Dann fielen plötzlich alle Luftschlösser unseres Reb Veisch auf einmal ein und er dachte an keine Deborah mehr, verzweifelte sogar schon an eine bloße „Schameste.“ In Nettel hatte sich auch in der That eine gewisse Empörungslust, ein revolutionärer Geist ausgebildet, der aus ächt kindischer Bequemlichkeit sich reformirend an den traditionellen Gesetzen des „Alef=Bet“ erging. In solchen Aufruhrs=

momenten schrie der empörte Reb Veit: „Justament nit“ und seine flache Hand segnete dabei so gründlich die Tischfläche, daß davon die kleine Nase unserer aufrührerischen Nettel immer einige Augenblicke lang erbebte.

Jeglichesmal aber endete die Vorlesung mit einer Herstellung der Autorität des „Alef=Bet“ von Seiten Nettels und es blieb doch dabei, daß bes=a ba „mache.“ „Amrazete“ (Unwissende) rief dann zu Ende der Vorlesung Veisch, und Nettel entrichtete an ihm das Honorar von zwei baaren — Küssen. Veisch aber zog den Vater und Lehrer aus, war nun wieder „Schammes“ und ging die „Klaus“ aufsperren.

So waren auch diese Leiden an Nettel vorübergegangen und sie betete schon „wie ein Wasser.“

Inmitten seiner pädagogischen Thätigkeit ward Reb Veisch Trone eines schönen Tages von dieser Erde abberufen. Er starb im fünf und sechzigsten Jahre seines keuschen Erdenwallens, im dreißigsten seiner ruhmgekrönten Thätigkeit als „Schammes“ der „Klaus“ und im zehnten seines mühsam errungenen Ehestandes.

Friede seiner Asche!

Die Erziehung Nettel's wanderte nun in die Hände Madame Fradele's.

Madam Fradele meinte von jeher immer:

„Was man nit weiß,
Macht einem das Herz nit heiß.“

und „was man nit lernt, erspart man zu vergessen.“

Solche Prinzipien glaubte Fradele nicht zeitlich genug ihrem Töchterchen einprägen zu können. Sehen wir, wozu sie sie erzog. „Mit Geld kömmt man nit weit, Nettelleben,“ sagte Madame Fradele eines Tages — nota bene, weil sie diesen Artikel nicht besaß — „Sechel“ (Verstand) ist mehr wie Geld, mein Kindleben, und den hast du doch? Ist wahr? Wart, wir werden gleich gucken, ob du Sechel hast. Da brauch ich jetzt um einen Kreuzer Zucker und ein paar Rosinkes (Rosinen) und ein Stückele Kreid, hab aber nur den Kreuzer auf Zucker im Vermögen, was wirst du thun, Nettelleben, mein Gold, he?“ So lautete die Anrede Fradele's an Nettel, die sie nun in die Welt einführen wollte.

Nettel riß Augen, Mund und Ohren zugleich auf. Der kecke Spe-

kulationsgeist Madam Fradele's war in die jugendliche Seele des Kindes unverstanden hinabgestiegen. Sie stutzte und für den Augenblick war ihr jede Combinationsgabe benommen. Nach einer Weile sich sammelnd meinte sie das Rechte mit Instinkt getroffen zu haben und rief: „Weißt, Mutterleben, den Zucker werd' ich zahlen, und die Rosinkes und das Stückele Kreid' werd' ich auf Borg nehmen!“

Für jede andere Mutter wäre dieser geistreiche Einfall Nettels mehr als überraschend gewesen und sie hätte das finanzielle Operations-Genie des kleinen Mädchens nur anstaunen müssen. Heutzutage würde man in Nettel sogar die zukünftige, überaus begabte Gründerin einer Kreditbank gesehen haben.

Madame Fradele aber lachte: „Geh, du bist ein Ochs. Weißt nit, ob du lebst.“ Das war die erste Anerkennung, die sie aufmunternd der Tochter zu Theil werden ließ. Dann aber eiferte sie weiter: „Ist denn Borg kein Geld? Mußt du nit morgen bezahlen, was du heut borgst, und ist es nit egal, ob du heut oder morgen zahlst? — Da geh' und nimm den Kreuzer und geh' zum Spezereikaufmann im Meiselgässel und laß dir erst um einen Kreuzer Zucker geben. Hast du den Zucker, so soll er so gut sein und dir ein Paar Rosinkes und ein Stückele Kreid' zugeben! Verstehst? — Das heißt: Sechel haben!“ —

Nettel machte jetzt noch größere Augen als früher. Von solchen national-ökonomischen Griffen hatte sie noch keine Idee; es lag dieser Theil menschlichen Könnens bisher ihrer Phantasie noch sehr ferne. Kein Wunder, wenn ihr das kühne Manöver ihrer Mutter zu gefallen schien. Noch zauderte sie einen Augenblick, als ob die Größe ihrer Aufgabe sie zu erdrücken drohte, dann aber, als Fradele rief: „Nu, du sollt'st schon wieder da sein“, war sie über die Treppe des Hauses verschwunden. Beim Kaufmann im Meiselgässel angelangt, forderte das muthige resolute Mädchen vor Allem um einen Kreuzer Zucker. Als sie das Verlangte hatte, sagte sie mit förmlicher Siegesgewißheit: „Und ein Paar Rosinkes und ein Stückele Kreid' hätt' ich gern zu.“ Der Kaufmannslehrling lachte über die kühne Zumuthung des Mädchens. Die Naivetät Nettels muß ihm aber nicht wenig gefallen haben, und ihrem, wie er wähnte, nach Rosinen lechzenden Gaumen eine Conzession machend, gab er ihr die Rosinen. Auf ein Stückchen Kreide kam es

ihm natürlich auch nicht an. — Nun sprang Nettel vor Freude aus dem Gewölbe. Hatte sie doch jetzt erst „Sechel" erlangt! —

Von jener Stunde an brauchte Madame Trone nur zu befehlen, Nettel's „Sechel" war jederzeit dienstfertig. Das war beim Spezereikaufmann.

Man geht doch aber nicht allein zum Spezereikaufmann; die Hökerin und Grieslerin müssen doch von einem soliden Haushalte eben auch in Anspruch genommen werden.

Fragt nur Madame Frummet, Grünwerkhändlerin, und sie wird euch sagen, was sie mit Nettel ausgestanden hat. Schlag Neun Morgens war Nettel bei Frummet's Kram. „Schöne Erdäpfel brauch' ich um zwei Groschen Scheine, Madame Frummet," fing Nettel an und lächelte zutraulich.

„Da sind um zwei Groschen schöne Erdäpfel, so schön, wie du selber bist," schmeichelte Madame Frummet.

Die Erdäpfel lagen schon lange im Korbe, Nettel war aber noch nicht gegangen.

„Sei gesund," sagte Madame Frummet, „willst du noch eppes?"

„Nun, Frummetleben, sie wird mir doch ein Bissele Grünes und ein Stückel Seller zugeben? Ich brauch's zur Supp'," rief Nettel, wie erstaunt, als Frummet sie schon für expedirt hält. Madame Frummet war eine Frau, die mit sich reden ließ, aber diesmal schien es ihr denn doch etwas zu arg. Mit ziemlich vom Aerger erhobener Stimme sprach sie: „Du reißt Einem, Kindleben, mit deinen süßen Reden das Herz aus dem Leib. Na, da hast du, mach' aber, daß ich dich nicht mehr sehe, für den morgigen Verdienst bedank' ich mich schon heute. Solche Käufer wünsch' ich meinen Feinden," und hierauf kehrte sie ihr den Rücken.

Nettel war fort. Hatte sie doch ihr Grünes und ihren Seller im Korb, brauchte sie noch den Auslassungen Frummet's ihr Ohr zu leihen? —

Was machte Nettel aber am andern Morgen? Am andern Morgen ging sie zu einer andern Grünwerkhändlerin und zog dieselben Saiten auf. Dabei befand sich aber Keiner besser, als Madame Fradele. Ihre Theorie der billigen Einkäufe und in dieser der wichtige Paragraph vom Zugeben hat sich in Nettel immer weiter ausgebildet, und das Mädchen war im Stande, über Jeden, der ihr die gewünschte Zugabe zu Allem,

was sie kaufte oder bekam, verweigerte, allen Ernstes den Stab zu brechen. Die Idee vom Zugeben hatte sich von jetzt an immer mehr mit Nettel's Denken und Handeln verknüpft, sie glaubte die Endlichkeit alles Lebens hinge von dem Augenblicke ab, wo man aufhöre, in der Welt zuzugeben, kurz aller Friede und alles Glück der Gesellschaft schien ihr auf das Zugeben basirt. —

Eine Mutter lebt bekanntlich nicht ewig, und auch „Schamestes“ entgehen dem unerbittlichen Tode nicht. So kam es, daß Madame Fradele Trone ihrem Herrn und Gemale drei Jahre nach dessen Tode in die bessere Welt hinüber gefolgt war.

Also Friede auch ihrer Asche! —

Nettel stand nun allein in der Welt.

Wenn man aber „Sechel“ hat, steht man nicht allein in der Welt! Und Nettel hatte, wie wir nicht abstreiten können, „Sechel“. Ueberdies konnte sie mit dem ererbten und weiter ausgebildeten Systeme ihrer Mutter und dem Gehalte von einem Monate, den ihr Madame Fradele in dieser Welt zurückgelassen, noch lange genug existiren, um indeß weiteres über ihre fernere Laufbahn beschließen zu können.

Der Ruf, den Nettel's Theorie der billigen Lebensweise im Ghetto erfuhr, verschaffte ihrem Namen das Prädikat „priv“, womit man ihren angeborenen Sinn für das Listige, Verschmitzte bezeichnen wollte. „Nettel ist priv“, hieß es allerorts, man sprach nach und nach nur von der „priven Nettel“, und nannte sie endlich nur schlechtweg „Privenettel“, bei welchem Namen auch wir jetzt, um uns der Gesammtheit der Gesellschaft mit unserem Haß gegen Spitznamen nicht entgegenzustellen, im Verlauf unserer Geschichte bleiben wollen.

Die Zeit drängte, und Privenettel war über ihre einzuschlagende Cariere noch immer nicht einig. Das Gehalt der verstorbenen „Schameste“ war in allen seinen Theilen verzehrt, und da man, um etwas zu bekommen, auch erst etwas kaufen mußte, und zum Kaufen auch damals schon Geld gehörte, was Privenettel nicht besaß, so ging es eines Morgens schnurstracks zu Reb Simmel Lases.

Reb Simmel Lases war Strohsackleinwand- und Säckehändler „hinter den Gebirgen“ im Tandelmarkte.

Das Etablisment Reb Simmels war nicht unbeträchtlich, und man hatte „hinter den Gebirgen“ Woche aus, Woche ein seine Hand voll zu

thun. Nettel wollte es nun probiren, als „Messasikte"[1]) der Welt der Strohsäcke sich nützlich zu zeigen. Und warum nicht?

Robuste Hände, hohe Stimmlage hatte sie ja, was brauchte sie mehr, um mit gutem Gewissen in die Garde der „Meßasiktes" treten zu können?

So trat Nettel zur Miethzeit, ihre Portion Tüchtigkeit keiner Unterhändlerin anvertrauend, ihre „sieben Sachen" als: Keckheit, Muth, Beredtsamkeit u. s. w. zusammennehmend, in das Gewölbe Reb Simmel's ein, der über alle seine dienstbaren Geister die geistige Visitation selbst vornahm, ehe er sie der Herrschaft seinrr Ehegesponsin Jachet unterwarf.

„Zwei Ellen Sackleinewand!" herrschte unsere Heldin den ersten Besten an, der ihr im Gewölbe Reb Simmel's zu Gesichte kam, und das mit einer Stentorstimme und einer Resolution, die einem d'e Besinnung hätten rauben können.

Dabei kehrte sie dem gerade anwesenden Herrn der Firma, sobald sie ihn aufmerksam genug glaubte, alle ihre wolgegliederten Körperformen recht anschaulich heraus, und veranstaltete somit, wenn man das kühn dreinblickende Auge mit in den Anschlag bringt, eine Ausstellung ihrer gesammten materiellen Mittel.

„Krand!"[2]). murmelte Reb Simmel Lases in sich hinein, und sie nicht ohne Hintergedanken musternd, rief er Privenettel zu: „Gott's willkomm', Privenettel, wie kommt sie daher? Zwei Ellen? Gleich soll sie bedient werden!"

Im Nu waren sogleich von kundiger Hand die zwei Ellen Sackleinwand abgemessen und eben so schnell abgeschnitten. In gespannter Erwartung harrte indeß alles was im Gewölbe anwesend war, ob Privenettel nichts zu verlangen werde. Merkwürdig genug nahm Privenettel aber die abgeschnittene Waare und that, als ob sie sich auf den Weg machen wollte.

„Nix zu, Privenettel?" rief Reb Simmel spöttisch.

„Ja, Reb Simmelleben, gleich hätt' ich vergessen," antwortete Privenettel umkehrend, und sich vor die Stirn schlagend, als besänne sie sich auf etwas.

„Und was, Privenettel? Heraus damit!" rief in aufmunterndem

---

[1]) Ladendienerin. [2]) Tüchtig.

Tone Reb Simmel, gierig der Anforderung harrend, die er selbst heraufbeschworen.

„Nix, nur mich sollen sie als Platz-Meßaßikte nehmen, Reb Simmelleben. Das ist doch nit viel!"

Reb Simmel lachte zuerst hell auf, dann schmunzelte er etwas, warf noch einen scharfen, kritischen Blick auf Privenettel's Aeußeres und „Eingeschlagen!" rief er Privenettel zu, ihr die Rechte zum Drucke hinhaltend. „Jachet, Jachet! Privenettel ist vom nächsten Dienstag an unsre Platz-Meßaßikte!" Mit diesen Worten präsentirte er sie ihrer hohen Gebieterin und schnitt die Einwendungen, die Madame Jachet aus purem Oppositionsgeist machen wollte, mit dem letzten Votum: „Soll dir dein Mann leben, als ja!" ab. Punktum.

Privenettel war nun „Platz-Major" — wie man im Ghetto eine „Platz-Meßaßikte" zu nennen pflegte — bei Reb Simmel Lases „hinter den Gebirgen."

Den Katalog der verschiedenartigsten Sackstoffe, nicht viel kürzer, als der homerische Schiffskatalog, Tag aus, Tag ein auf offener Straße draußen hersagen, und zwar mit jener Stimmführung, die ihrer auffallenden Schärfe wegen von ordentlichen Fußgängern gewöhnlich vermieden wird, zum Nutzen und Frommen aller jener Vorübergehenden, die eine Lücke in ihrem häuslichen Leben haben, die sich mit Hülfe von Stroh-Sackleinwand ausfüllen läßt; mit den „Platz-Majoren" fremder Firmen ewigen Krieg führen; hie und da einen Käufer einem nächststehenden „Platz-Major" mit aller Gewalt abringen, und ihn in Reb Simmel's Gewölbe schleppen; allseitig ihre lockenden Netze ausstecken, aus Abwechslung über glühende Kohlen sitzen, um dem Eifer die nöthige Lebenswärme zu erhalten und über alle Prinzipalinnen „hinter den Gebirgen" die eigene nicht ausgeschlossen, unerbittlich das Schwert der Kritik zu schwingen — das sind die Obliegenheiten eines „Platz-Majors" am Tandelmarkt und das war Alles, was Privenettel jetzt thun mußte.

Dafür erfreute sie sich auch eines halben Thalers, sage fünfundvierzig Kreuzer Conventionsgeld, Wochenlohn, eines Topfs „Essens" zu jedem Mittag und hatte obendrein Titel und Rang eines „Platz-Majors," taxenfrei, versteht sich.

Wünsche hat das Herz eines „Platz-Majors" gewiß nur sehr bescheidene und so hätten Privenettel und Reb Simmel gewiß recht lange

gute Freunde bleiben können, wenn nicht auch da Privenettel's Theorie vom „Zugeben" immer von Neuem ihre gefährlichen Anforderungen erhoben hätte.

Wenn sie einen guten Käufer in den Laden geschleppt brachte, die Rosalie von Pisek z. B. oder die Strampelmeierin von Budweis, und diese Reb Simmel viel zu „lösen" gaben, wer war gleich hinterdrein und verlangte „eppes zu?" Privenettel.

Die erste Zeit hindurch war Reb Simmel nachgiebiger, denn er hielt seinen neuen „Platz-Major" für „krand," und dabei machte er wahrlich recht gute Geschäfte. So ein „krander" Platzmajor, wenn er anders den gewissen Funken hat, das angeborene Genie, ist ein wahrer Vorspann zu einem „Geschäfte." Herr und Frau sind zumeist am breiten Ladentisch; Reb Simmel muß seine beiden Augen überall haben, umsomehr als seine Jachet eines weniger hat, als normal organisirte Menschenkinder, und obendrein mit dem andern nicht viel sieht; die „Meßaßiktes" sind immer an der Elle oder an der Schere, so ist das, was Privenettel, als die Circe von Reb Simmel's Strohsackleinwandgeschäft, nicht an Käufern bringt, auch nicht gebracht. Wenn man aber jeden Tag für dreißig Käufer dreißig „gute" Groschen als Zugabe geben muß, so ist bald das Bischen Gewinnst hin und man kann schnell zu Grunde gehen, was in der Kunstsprache Reb Simmel's „hinten herum nach Haus gehen," hieß. So kalkulirte Reb Simmel, und Reb Simmel, glaubt mir, hat calkuliren gelernt.

Konnte es nun anders kommen, als daß für's Erste die Zugabe an Privenettel vermindert, dann nach und nach immer mehr herabgesetzt und endlich ganz eingezogen wurde?

Privenettel „futterte" zuerst so recht nach Art der Platz-Majore, immer aber noch mit Einhaltung des Anstandes, setzte, wo sie konnte, ein schneidendes Wort Reb Simmel ein, und mehr als ein Käufer mochte, zur Freude seiner sonst lahm gezogenen Hand, es deutlich an sich fühlen, daß der Eifer Privenettels schon erkaltet sei.

Nach und nach wurde Privenettel grämlicher. Sie sah dieses erste Verweigern der Zugabe für einen Abfall von der Natur an. Sie fühlte innerlich, daß die Zeit immer mehr von den alten Formen abweiche und grollte derselben. Mehr als einmal konnten es ihre Colleginnen hören, wie sie den nahen Untergang der Welt prophezeite. „Ohne Zugabe,

keine Weltordnung!“ war die Devise dieser Kassandra „hinter den Gebirgen.“ —

Immerhin konnte diese Welt noch stehen bleiben, denn nicht überall waren so hartherzige Neuerer, wie Reb Simmel Lases war und es gab noch immer Orte, wo man Privenettel die Zugabe nicht verweigerte.

So braucht Ihr Euch nur bei dem Tanzmeister Wondratscheck zu erkundigen, bei dem die gesammte Ghettojugend dazumal walzen lernte. Auch Privenettel konnte Anfangs „keinen Fuß stellen“ und hinter den Colleginnen „hinter den Gebirgen“ zurück zu bleiben, erlaubte ihr ihr Ehrgeiz nicht. Darum versammelte sie ein Häuflein getreuer Platz-Majore unter ihrer Fortschrittsfahne und zog mit der Schaar tanzlustiger Platz-Majore zum Meister Wondratscheck. Jede der Geworbenen gab gerne ihren Zehner für die Tanzlektion, (denn das Zeitalter der Galanterie, wo, wie jetzt, die Candidatinnen der Beinstellungskunst durch die Männer vom Honorar befreit sind, war noch nicht angebrochen); Privenettel aber ging frei von jeder Zahlung aus, denn sie tanzte — als Zugabe. — Der gute Herr Wondratscheck konnte wahrlich seinen weiblichen Werbeoffizier nicht billiger bezahlen, als daß er dessen Füße, unter so viel bezahlten gratis in die Lehre nahm. —

Nicht gleich human gerirte sich gegen unsre Heldin der Theater-Direktor der Stadt — vielleicht lebt der große Mann noch, denn das Leben dieser Leute währt in der Regel länger als ihr Kunstsinn — als er Privenettel eines Tages an den Freuden des gerade das Stadtgespräch beherrschenden „Zauberschleiers“ nicht theilnehmen lassen wollte.

„Erlauben sie mir, sie sind ein Geizhalz, Herr Direktorleben,“ bedeutete Privenettel den Mann, der über ihre Anforderung als Zugabe für die Leute, die ohnehin hineingehen, in's Theater gelassen zu werden, förmlich blau geworden war, und sie etwas unsanft auf die Seite geschoben hatte. —

„Haben Sie Geld, Fräulein?“ frug der Direktor.

„Sechel ist mehr wie Geld, hat meine Mutter, im Gan-Eden ruht sie, gesagt“ antwortete Privenettel, seinen Geldgeiz korrigirend. Ach die Arme wußte ja nicht, was ein Theaterdirektor für ein Mensch sei!

„Zum Zauberschleier braucht man, erlauben Sie, nur Eintrittskarten, und keinen Sechel, Sichel, oder was Sie da sagen, Fräulein Netti,“

herrschte sie der Anführer des Thespiskarrens zu dem der Ruf Privenettels schon gedrungen war, an. — Was blieb nun übrig?

Privenettel schlug nun den Weg der Unterhandlung ein. Lange scheiterte alle ihre Rechtsentwickelung an der Querherzigkeit des Direktors, bis sie endlich von ihm verlangte, er solle ihr die zwei letzten Akte des Stückes zugeben, für den ersten wolle sie ihm den Eintritt bezahlen.

Diesen Endvertrag ging der Herr Direktor theils aus Ueberdruß, theils aus Plaisir ein; Privenettel erlegte, da zehn Kreuzer den ganzen Entrépreis für die Besucher der letzten Gallerie ausmachten und die Comödie nur drei Akte hatte, den dritten Theil im Betrage von drei Kreuzern und etlichen Pfenning-Bruchtheilen, und husch — war sie die drei Treppen hinan zum „Ochsenstand" — wie man im Ghetto die letzte Gallerie nannte — geflogen. Oben angelangt, fand sie zwar schon alles besetzt, aber eine Persönlichkeit, wie Privenettel, bekommt immer einen Platz. Waren doch ohnedies die ersten Bänke ganz von ihren Colleginnen von „hinter den Gebirgen" ausgefüllt. Da saß z. B. die schöne Schlammes und winkte Privenettel mit der kolossalen Schere, die sie um ihre Lenden gegürtet hatte, dort Malkele aus dem „roten Herzen", Beile aus dem „Teufelshaus" Jentel aus dem „Lederhaus" — u. s. w. alles gutconditionirte Platz-Meßaßiktes. Von allen Seiten rief man: „Privenettel!" Jeder wollte Privenettel neben sich haben, es war ein „Gereiße" um ihre Nachbarschaft. Was Wunder also, wenn Privenettel alsogleich placirt war, ehe noch der Vorhang in die Höhe ging. —

Ob sie sich unterhalten habe? Auch eine Frage! Wer wird sich nicht beim „Zauberschleier" unterhalten. Zu Conflikten mit den herrschenden Theater-Gesetzen brachte es Privenettel nur einmal, als sie von einem Coupletsänger, nachdem dieser seine verfluchte Schuldigkeit gethan und mit seinen Strofen zu Ende war, ganz allein mit lauten Zurufen ihr Lieblingslied: „Schöne Minka, ich muß scheiden" als Zugabe gesungen verlangte und gegen das Zischen des übrigen Auditoriums eifrig ihr altes Recht geltend machen wollte. — —

Die Stellung eines „Platz-Majors" ward indeß für Privenettel immer undelikater. Sie glaubte es ihren Prinzipien, ihrer Weltanschauung schuldig zu sein, den immerwährenden Conflikten mit Reb Simmel wegen des leidigen Zugebens ein Ende zu machen.

Ein großer Gedanke, der sie zur Zeit beschäftigte, veranlaßte sie

erst recht zum vollständigen Bruche mit Reb Simmel Lases. Hören wir, wie sich dies zutrug.

In der Stadt machte seit Kurzem ein Prinz des k. k. östreichischen Hauses, nennen wir ihn Stephan, der daselbst seine Residenz als Gouverneur der ganzen Provinz hatte, bedeutendes Aufsehen, durch seine seltene schöne Männlichkeit, seine ritterliche Haltung und seine von aller aristokratischer Steifheit weit entfernte freundliche Umgangsweise mit Jedermann. Prinz Stephan lebte zur Zeit unserer Geschichte im Herzen aller Einwohner unserer Stadt; Jung und Alt, Klein und Groß hatte nur seinen Namen auf den Lippen. Daß nun das schöne Geschlecht den Prinzen zumeist in sein Denken, Fühlen und Dichten verwob, wird wol nicht Wunder nehmen.

Es war daher ganz in der Ordnung, wenn auch Privenettel für den Prinzen Stephan schwärmte. In ihrer demokratischen Gesinnungsart dachte sie dabei über alle kalte Norm der Convenienz hinaus. „Was ist denn mehr? sagte sie sich, „er ist der Prinz Stephan, und ich bin Nettel Trone. Möcht er sich neben der Prinzessin von Humplowitz vielleicht besser ausnehmen, als neben mir?"

Verzeihen wir ihr dieses naive Bekenntniß. Sie liebte den Prinzen und war so naiv, diese Liebe der spöttischen Menge gegenüber nie zu verhehlen. Ueber Null Grade stieg die Temperatur ihrer Leidenschaft zwar nie, aber sie gönnte den schönen Prinzen nur schwer einer Andern ihres Geschlechtes.

„Gelt, das wär eine schöne Parthie für Dich, Privenettel", neckte man sie im Ghetto. Sie aber entgegnete stolz und ernst: „Was nit ist, kann werden!

„Privenettel, der Prinz Stephan kommt!" riefen die „Neben-Meßaßiktes" mit satyrischem Lächeln, sobald der Prinz mit seinem Adjutanten über den „Ring" ging, und in einem Satze war Privenettel draußen auf der Gasse; Käufer, Strohsackleinwand, Beruf, Pflicht, Reb Simmel und seine Jacket, und die ganze Welt vergessend, stand sie im nächsten Augenblick am „Ring" und strich sich ihr schwarzes Haar über die Schläfe, um dem Prinzen mit geordnetem Haarputze anblicken zu können War der Prinz vorüber, dann lief sie froh und befriedigt, ihn gesehen zu haben, auf ihren „Platz" zurück, und trat ihr Majoramt wieder an, ohne sich im Mindesten die erlebte Freude durch Spötteln vergällen zu lassen.

Nur zu sehen brauchte Privenettel den Prinzen, und sie ging schon froh und vergnügt zu Bette, das Zusammentreffen mit ihm für eine Zugabe zu ihrem täglichen Brode haltend, die von Gott ausgeht.

Aber gestehen wir es nur ganz offen ein, Privenettel dachte doch lange und oft nach, wie sie den Prinzen Stephan „kriegen" könnte. —

Da traf es sich, daß ein Prozeß, den Privenettel wegen einer Tabaktrafik, die von einem ihrer verstorbenen Verwandten mütterlicher Seite auf sie übergegangen war, ihr aber von anderer Seite streitig gemacht wurde, durch längere Zeit geführt, ungünstig für sie ausfiel und ihr nichts andres, als ein Apell an den regierenden Kaiser selbst übrig blieb. Mit Freuden griff Privenettel nach diesem letzten Rettungsanker, der ihr die „Trafik", deren Einkommen ihren Lebensunterhalt herbeischaffen würde, sichern könnte. Ein glücklicher Zufall wollte, daß der Kaiser zur selben Zeit, da die Trafik-Angelegenheit in dies für Privenettel so betrübende Stadium getreten war, die Stadt, in der unser Privenettel lebte und wirkte, mit einem Besuche für einige Tage beglückte. In dem entschlossenen Mädchen kam sogleich der Plan zur Reife, eine Audienz beim Kaiser zu erlangen. Zugleich mußte Privenettel noch einen großen Nebengedanken mit dieser Audienz verbunden haben, so unruhig und bewegt, in fortwährender Zerstreutheit erschien sie jetzt.

Die Audienz war erstaunlich bald verschafft, und zwar mit Hülfe Reb Simmel's, der einen hohen Stadtbeamten, bei dem er, wie er sagte, „wie das Kind im Haus" war, und den er auch öfters mit der Originalität seines „Platz-Majors" zu unterhalten pflegte, für das Zustandekommen derselben zu interessiren wußte.

Der Tag der Audienz war da. Privenettel hatte sich in den „Schabbesstaat" geworfen. Die neue Seidenjoppe lag knapp an, und drunter umfloß die Glieder das blaue Crepkleid, diesmal von der nobelsten Putzwäscherin, der Peterselka, gewaschen.

So ging es ohne Aufsehen, ohne Beklemmung und Repräsentationsfieber zu Hof.

Der hohe Beamte und Protektor Privenettels hatte im Vorhinein dem Kaiser, der immerhin als ein sehr milder, gutmüthiger Herr bekannt war und mit originellen Volkscharakteren sehr gerne verkehrte, ein Bild von Privenettel und ihren Eigenthümlichkeiten entworfen.

Rüstig, als ging es zum Tanzmeister Wondratschek und nicht zum

Alleinbeherrscher mehrerer Millionen Menschen, von ihrem großen langgenährten Gedanken gesättigt, schritt Privenettel durch die weiten, hohen Hradschin-Burg-Hallen.

Von Furcht war bei ihr keine Spur. Ohne verlegen zu sein, schritt sie die Treppen zum Audienzsaale hinan. Mehr als Einer von den übrigen zur Audienz Zugelassenen, bewunderte die große Zuversicht des jungen Mädchens, das da so ruhig vor sich hinsah, als hätte in diesen Räumen ihre Wiege gestanden.

Und die Audienz? — War eine sehr geheime.

Der Kaiser nahm mit Wohlwollen Privenettel's Memoir wegen der Tabaktrafik entgegen und hörte mit vielem Vergnügen die selbstbewußte Vertheidigung des jungen Mädchens. Ihr Anliegen schien so viel wie gewährt, denn der Kaiser sagte: „Nun, wir werden schon machen." — Dann klopfte er Privenettel auf die Achsel. Ein verschämtes Lächeln lief über Privenettels Lippen.

„Nun, Jungfer Nette, noch etwas am Herzen?" fragte der Kaiser herablassend. „Red' sie nur, liebe Nette, red' sie nur," sagte er nochmals, sie aufmunternd, da er sah, daß Privenettel mit der Sprache nicht heraus wolle. Privenettel faßte sich ein Herz, und da der Kaiser sein gutmüthiges „Heraus damit!" rief, antwortete Privenettel halblaut: „Ich hätt' noch gern etwas zu, Herr Kaiserleben!"

Der Kaiser, der sich nun der Charakteristik, die der hohe Beamte von Privenettel gab, erinnert haben mag, lächelte und sagte, wie auf einen Scherz eingehend: „Und was will sie denn zu?"

„Den Prinzen Stephan!" fiel Privenettel schnell und wie bittend die Hände faltend ein und — draußen war es.

Privenettel athmete auf und fühlte sich nun wieder die Alte.

Der Kaiser konnte sich nun des Lachens nicht mehr erwähren.

„Was will sie mit dem machen, der ist ja Christ?" frug er dann nach einigen Augenblicken Stillschweigens auf die Antwort begierig, die Privenettel ihm erwidern werde.

Privenettel wollte ihre großartige Zugabe nicht fallen lassen. Entschlossen und mit naiver Sicherheit antwortete sie:

„Dann können wir ja nach Amsterdam gehen, Herr Kaiserleben, wo der Prinz, mir zum Gefallen, ein Jud' werden kann!" Und das sagte sie mit einem Ernste, einer Gewißheit der Vertrauens, als wäre alles

Uebrige mit dem Prinzen schon im Voraus abgemacht und es fehlte blos nur noch die Einwilligung des Kaisers.

Der Kaiser war aufgelegt, das Ganze wie ein lustiges Impromptu hinzunehmen; er wollte die naive Anschauung der Dinge in Privenettel nicht zerstören und schonte ihre Zuversicht.

„Nun, wir werden schon machen, liebe Jungfer Nette! Sie läßt mir doch noch Zeit zum Ueberlegen?" sagte er mit freundlicher Anspruchlosigkeit.

„Versteht sich, Herr Kaiserleben, gesund und stark sollen Sie sein!" antwortete unsere Privenettel und — vielleicht die merkwürdigste Audienz im Leben des Kaisers war zu Ende.

Privenettel aber war voll Jubel und Frohsinn. Trug sie doch den Prinzen Stephan schon in Gedanken als Gemal mit sich herum! Hatte nicht der Kaiser „wir werden schon machen" gesagt?

* *

*

Etwa ein Monat nach dieser denkwürdigen Audienz schied Privenettel nach zwei ehrenvollen Dienstjahren aus der Garde der Platz-Majore aus.

Sie hatte natürlich selbst quittirt, weil sie es mit ihrer künftigen Stellung zu Hof und Staat, mit ihrem Verhältnisse zu Prinz Stephan (von dem leider dieser noch gar nichts wußte) und der kaiserlichen Familie nicht vereinbar fand, noch länger bei Reb Simmel Lases als „Platz-Meßaßikte" zu fungiren. Im Ghetto war des Staunens vollauf.

Da brachte eines Tages der schon erwähnte hohe Beamte die Bewilligung der Tabaktrafik in eigener Person.

„Und der Prinz?" frug Privenettel ganz gierig, da sie sah, daß der hohe Beamte von iher Herzenssache nichts erwähnte.

„Ist bereits leider anderseitig vergeben!" war die kurze ausweichende Antwort des Botschaftbringers....

Privenettel war noch lange Zeit nach dieser Eröffnung betrübt über die arge Täuschung, die sie sich selbst bereitet. Nichtdestoweniger fand sie in dem reichen Zuspruche, den man ihrer Tabaktrafik angedeihen ließ, bald die erwünschte Ruhe wieder. Dem Zeitalter aber, in dem man nichts mehr zugeben wollte, und das soweit von jenem goldenen ent-

fernt war, wo man zu um einen Kreuzer Zucker noch ein Paar „Rosinkes und ein Stückele Kreid'" zubekam, grollte sie bis an's Ende ihrer Tage. Glücklicherweise hatte sie die Vorsehung aus dieser so verkümmerten Welt bald abberufen.

Privenettel starb dreißig Jahre alt.

Mit einem Katharh war sie zu Bett gegangen; den Tod — hat sie wahrscheinlich zubekommen.

VI.

Ein jüdischer Tell.

Man hatte dem guten Tie Katz verwehrt, in's bürgerliche Schützencorps einzutreten; man hatte ihm damit alle Träume seiner Jugend grausam zerschlagen, und dies alles, weil — er ein Jude war.

Nicht das allein; man hatte durch diese Beschränktheit der Sinne seine Flinte, die beste im Lande, gekränkt, verstoßen, und das sollte er duldend hinnehmen? Nein. Tie war nicht der Mann des Stillschweigens. Wenn ihm was in der Welt passirte, wo er sich rein wußte, sagte er stets: „Gott! das war nicht recht von dir!" und er sollte sich von diesen Stadttyrannen, von diesen Königen des Leistens und des Pfriemens einen Fuß stellen lassen? Nein, und dreimal Nein!

Tie bewies, daß er ganz unserer Meinung war, daß wir seine Gedanken, die ihn jetzt in seinem Zimmer herumtrieben, erriethen, denn er stampfte wild mit seinem Fuße, ballte die Faust und that, als wollte er sein kleines Häuschen von der Diele aus mit Sack und Pack in die Höhe schnellen.

Zwölf Jahre hatte er dem k. k. östreichischen Staate seine Dienste geweiht, sich 1813 in den Kommisrock und in die Kamaschen stecken lassen, sich mit Franzosen herumgeschlagen und Kosacken in seinem Hause wirthschaften lassen. Damals konnten sie ihn und seine Flinte brauchen, damals sagten sie nicht: „Jud', schieß!" sondern ließen ihm die Rechte der Gesammtheit genießen. Heute aber wollen sie ihn nicht unter sich wissen, heute ist er ihnen nichts als — Jude.

„Jude! Als ob sie Pulver und Blei nur für euch Christen erfun-

den hätten, als ob die Flinte nicht auch losgeht, wenn ich, ein Jud', dran drücke, als ob der Hahn sich nicht auch von mir drücken ließe! Und mich wollen sie nicht in's Corps, weil ich von Abraham und nicht von Esau herstamme. Verdammt!" —

Das andere blieb im Barte.

Als der alte Katz, Tie's Vater, vor Jahren starb, sagte er zuletzt noch, bevor sie ihm die „Feder legten", zu seinem einzigen Sohne Tie: „Tieleben, bleib' ein Jüd, laß aber das Schießen nicht!" Und Tie that in Beidem den Willen seines Vaters. Neben seinem Glauben liebte er nur noch seine Flinte. Ein guter Schuß war in der Familie erblich. Noch Tie's Vater hätte schon öfters Förster auf einer der größten Staats-Domänen Böhmens werden zu können, wenn er willens gewesen wäre, sein Judenthum im Taufwasser abzuspülen.

Auch Tie war ein trefflicher Schütze. Er scheute keinen Rivalen im czechischen Lande. Aber, wo soll die Freude am Leben herkommen, wenn man den Athem beengt und das Blut in feinen Pulsen hemmt? Wie sollte Tie Vergnügen an seiner Kunst haben, wenn man ihm den Wald, seine natürliche Residenz, entzog, wenn er nicht Waidmann sein durfte? An einen entfernten Winkel der Stadt, in die Nähe eines kleinen Gehölzes, hatte er sich hingesiedelt, um mindestens die Kinder der Luft mit seiner Flinte erlegen zu können. Allein, auch von dort trieben sie ihn weg, und stießen ihn in die Dumpfe des Ghetto zurück.

So brachte ihn seine Flinte nur Kummer und Verdruß, Aerger und Unwillen, wie einem gewöhnlich das Liebste auf Erden die größten Sorgen macht. Und doch ließ Tie das Schießen nicht. Er hatte um sein Häuschen am Ufer der Moldau einen kleinen Hof, in dem drei ganz artige Kastanienbäume ihre dichten Kronen ausbreiteten. Unter den Schatten dieses Miniaturwäldchens spazierte er Nachmittags regelmäßig, seine braune, zweiläufige Flinte am Arme, zum Aerger aller jener, die mehr Haß als Menschenliebe besaßen. Da war das kleine Pförtchen immer offen, daß man den stillen Schützen sehe, wie er stolz und selbstbewußt in seine eigenen Geförste hause. Wild hatte der improvisirte Wald, oder besser Tie's Gehölzchen, freilich keines, aber seine Stube war mit allerlei Waidwerk, Jagdgeräthe behangen, daß sie das Aussehen einer alten Försterresidenz mit Recht in Anspruch nehmen konnte. Hie und da knallte im Tage die wackere Flinte, aber es fiel kein Hase

und kein Hirsch dem verrätherisch lauernden Geschoß zum Opfer, sondern zu den Füßen des Schützen lag dann immer ein armer Sperling, der vielleicht im Heimfluge zu seinen Kleinen begriffen war. Jeden dieser Schüsse begleitete Tie mit dem Ausrufe: „Baff", der den Tongehalt des Schusses bei weitem noch übertraf. Dann schreckte irgend ein nachbarliches Menschenkind aus seinem Mittagsschläfchen auf und schlug um sich, als wär' es in der Schlacht, von der es soeben geträumet; dann aber rieb sich dasselbe Menschenkind die Augen und — dachte an Tie Katz, den Räuber seiner Mittagsruhe.

So hatte sich Tie die Zurücksetzung der christlichen Welt leichter zu machen gewußt. Er war Herr in seinem Gebiete und konnte mit seiner Flinte herrschen.

Da kam die Zeit der Errichtnng der Bürger-Corps, jenes bunten Spielwerkzeugs der vormärzlichen Philister. Es war dies eine Conzession an die gelangweilte Bürgerklasse, der man ein Spielwerk in die Hand drückte. Auch in unserer Stadt ging man gerade an die Organisation des Bürgermilitärs. Da gab es Grenadiere allerlei Länge und Breite, mit kurzen und langen Beinen, mit Bäuchen oder ohne; Musketiere, denen man genau ansah, wie sie sich der seligen Kinderzeit erinnerten, wo sie in Papiermützen und Holzsäbeln die Wälle der Stadt umschwärmten, und etwas mehr Naivetät und Tapferkeit, und etwas weniger Prätensionen zur Schau trugen, als heute, wo sie wieder zu großen, uniformirten Kindern wurden.

Auch ein Scharfschützencorps ward errichtet. Wem die grüne Jacke mit rothen Aufschlägen und der Federhut besser anstand, als der dunkle Waffenrock mit gelben Aufschlägen und die drückende ungeheure Bärenmütze, der wurde Scharfschütze, wenn auch der Stutzen, den er beim Büchsenmeister kaufte, der erste war, den er je überhaupt gesehen, und er denselben gewöhnlich aus Zufall mit der Lauffeite zur Brust und der Kolbenseite zur Luft gewendet ansetzte.

Wenn Tie diese bürgerlichen Scharfschützen sah, die Zeit ihres Lebens soviel Pulver gerochen, als er Feldherrenstellen bekleidet, drehte sich ihm das Herz im Leibe.

Davon hatte er geträumt, seit er in seiner Jugend aus „dem Reich" zurückkam und von dort die Eindrücke der Bürgermilitz mit herübergebracht. Und wenn er sie jetzt ausrücken sah, diese „Kerle," wie er sagte,

die nicht wissen, wozu ein Stutzen auf der Welt, und welch edles Geschöpf ein solcher sei, und er mußte, obwohl der beste Schütze der Stadt, das blanke Zusehen haben, da hätte er sich am ganzen Corps „vergreifen“ können. Wenn sich Tie erst in die schöne Uniform hineinträumte, und den Federbusch auf seinem Haupte wallen zu sehen glaubte, da ward erst recht sein Ehrgeiz gereizt und er sprach zu sich: „Tie, du warst nicht umsonst Jägerkorporal im dritten Batallion, Compagnie Nr. 4, Zug Nr. 3, du mußt ein Scharfschütz werden, und solltest du sie alle zusammenschießen, daß sie wissen, daß ein Jüdenkind auch ohne ein Scharfschütz zu sein, trifft, wie sie.“

Andern Tags gleich war Tie im Einschreib-Bureau.

„Was wollen Sie?“ redete ihn der anwesende Oberst des Corps mürrisch an. Mürrisch gegen Juden sein, ist überhaupt die Sache des Herrn Swatopluk Biala gewesen, und das, weil er selber einmal einer gewesen, und, vor zwei Jahren seiner „Viertler“-Stelle zu Gefallen das Band zerrissen, das zwischen ihm und seinen Vorfahren die Natur gezogen.

„Bürger-Scharfschütz werden!“ antwortete kurz Tie Katz, strich sich seinen Schnurrbart und das messingene Kreuz am gelben Bande, die einzigen Reste seiner Kriegerzeit, zurecht.

„So?“ spottete Herr Oberst Swatopluk Biala „weiß er, wir werden gleich zu exerziren anfangen. Weiß er, was „Marsch“ heißt im Commando? Marsch! oder“ — und dabei ersetzte er das Fehlende der Rede durch gewisse Handbewegungen, die einen unsoliden Abgang bezeichnen. Tie zitterte, aber seinen Grimm verbergend sagte er nochmal: „Ich bin noch nicht eingereiht, Herr Viertler, mich kümmern die Reglements also noch nichts. Ich will nichts als Scharfschütz werden in ihrem Corps. Ich kann schießen, soviel wie Einer im Corps, die Herren Offiziere nicht ausgenommen und mehr braucht's nicht.“

Die Sprache des Widerspruchs verträgt kein „Viertler“; er ist der Tyrann der vier Pfähle des „Viertels“, in dem er unumschränkt regiert, und ist er obendrein Oberst des Scharfschützencorps, dann fordert er, von einem Juden besonders, Kniebeugung oder Fußfall. So hatte Tie's bündige Antwort das bischen Galle in Anspruch genommen, über das der Herr Swatopluk Biala noch zu verfügen hatte, und des Herrn Obristen Wangen wurden so gelb, wie die Goldringe in seinen Ohren.

„Jud', was untersteht er sich? Soll das Scharfschützen-Corps zu einer Mauschelschule werden? Wir nehmen nur Menschen auf, uud ihr seid" — dabei machte der Herr Oberst Swatopluk Biala Anstalten zu einem Gestus seines Mundes, unterließ es aber, weil — er sich etwa irgend einer menschlichen Regung erfreute? Nein, weil — der Fußboden der Kanzlei frisch gewaschen war.

„Weh! was nehmen sie gar Kinder oder Menschen von zwei Jahren zu den Scharfschützen auch? Der Herr Oberst sind doch erst zwei Jahre ein Mensch, und was für Einer, unbeschrien!" So lautete die scharf ironische Antwort Tie's.

„Anton, Johann, Franz, Wenzel," schrie Biala nach allen Seiten.

Tie aber war, da er bereits das Seinige gethan zu haben glaubte, bei der Thüre und spöttisch ausrufend: „Brauchen sich nicht zu bemühen, Herr Viertler, ich laß mich in ein Scharfschützencorps nicht einschreiben mehr, wo der Oberst selbst ein zweijährig Wickelkind noch!" war er verschwunden. Von dieser Zeit an waren Tie Katz und der „Viertler" Swatoplnk Biala die schneidendsten, grimmigsten Todfeinde. In Tie hatte sich der Aerger über die Beschämung, die ihm und seiner Kunst zu Theil wurde, immer mehr festgenistet. „Dieser junge Mensch Swatopluk Biala kömmt mir noch einmal unter die Händ', dann mach' ich Kleinfleisch aus ihm!" So sprach es in seiner Seele.

Kurze Zeit darauf veranstaltete das Scharfschützencorps ein Festschießen. Ein buntes Gewühl von Zuschauern füllte die „Schützeninsel" auf der die mit bunten Fahnen eingerahmte Zielscheibe mit rothem Mittelpunkte, der den böhmischen Löwen im Schilde trug, aufgestellt war. Auf einem weißen Zettel war der erste Preis, der dem Meisterschuß zukam und in einem vergoldeten Messing-Pokale bestand, verzeichnet. Zugleich enthielt dieser die Namen der Schützen, die sich gemeldet. Unter ihnen war natürlich der Oberst des Corps, Herr „Viertler" Swatopluk Biala, der als der erste Schütze im Corps galt. Das Scheibentreffen begann.

Man kennt die Neugierde und Spannung, mit der bei solchen öffentlichen Preisschießen jedes Auge auf den Punkt gerichtet ist, nach den alle Concurrenten ihre Kugeln hinsehnen. So war es auch da.

Die ersten neun Schützen überheben uns alle der Schilderung ihrer

Leistungsfähigkeiten. Sie bewiesen alle, daß ihre Kugeln für weitere Distancen geschaffen waren, schossen über die Scheibe hinaus, neben ihr hin, der Eine nach Rechts, der Andre nach Links, aber allen muß man es nachsagen, sie räusperten sich gewaltig vor dem Schusse, als tränken sie schon aus dem goldenen Pokale, sie legten mit Freiheit und Gewandheit die Büchse an, ja einige bewiesen sogar Grazie darin, und trockneten ein beträchtliches Quantum Schweiß von ihren Stirnen. Da trat der Zehnte im Bunde hervor in die Schranken. Es war Oberst Swatopluk Biala. Es war ein großer Moment. Der Oberst schien denselben zu begreifen, er schien zu wissen, daß in seiner Hand Ruhm oder Niederlage des gesammten Scharfschützencorps ruhe, daß er allein neun glänzende Fiasko's wieder gut zu machen habe, wenigstens that er so, als ob er dies begriffe. Aber wie große Männer gewöhnlich von ihrer Aufgabe erdrückt werden, so geschah es auch leider unserem Swatopluk Biala. Er, der Oberst, der Stolz der Seinen, die Hoffnung aller Corpsglieder, hat es seinen Vorgängern in Allem nachgemacht. Doch — Herr Swatopluk Biala ist ein gewaltiger Schütze, aber — er läßt sich nicht gerne zusehen. Ihr solltet ihn zu Hause schießen sehen, wie der höllische Teufel springt die Kugel wohin er will, aber freilich nimmt er's bei der Abmessung nicht so genau.

Was sich auf den Zügen der Umstehenden malte, war sehr heterogener Art: Trauer, Schadenfreude, Murren u. s. w., je nachdem man dem Geist des Corps freundlich oder feindselig gegenüber stand.

Die Kugel des „Viertler" hatte sich eben trotzig in einem Fleck Erde zunächst der Scheibe eingegraben, brrr — da knallte ein Schuß aus der Mitte der Zuhörer und — die Scheibe war durchbohrt. Allgemeines Hurrah, aber der Blick aller Anwesenden ruhte auf den Punkt, aus dem der Meisterschuß gekommen. Kaltblütig, ohne den mindesten Antheil über die ihm zugedachte Huldigung, steht in einem Winkel der Mitteltribüne die lange, hagere Gestalt unseres Tie Katz. Ernst und mit Würde schlägt er die Flinte um den Arm, aus der der Meisterschuß gekommen. Nur sein Auge strahlt in jenem silberhellen Glanz, der Siegern so eigen ist und ein leises Lächeln um die vollen, bartbewachsenen Lippen scheint die Stümper in ihren Uniformen zu richten. Aber sein Blick schießt umher

und sucht Jemanden. Dort trifft er wie ein Blitzschlag das Auge Swatopluk's und — geht.

Aber im selben Augenblick ist er von Polizisten umgeben, des Stutzens beraubt, und verhaftet.

„Es ist ein Jude!" tönt es von der einen Seite.

„Wie darf er so keck sein, sich in unser Schießen zu mischen," von der andern.

„Er ist ein Hexenmeister, anders nicht!" ruft der Neid dorten. Der „Viertler" ist überall thätig, aufzustacheln. Ist er ja zumeist beschämt, beleidigt, seine Würde und Charge gefährdet, war es ja wie er sich denken konnte, nur auf seine Demüthigung abgesehen. Jetzt ist alles „Hurrah" verhallt. Die Lippen, die es vor noch wenigen Momenten dem Verdienste zugerufen, möchten sich selbst fluchen — ist ja der Ueberflügler aller Preis-Konkurrenten ein Jude!

Tie wurde abgeführt, willig ergab er sich der Verhaftung. — Wußte er ja, daß die Strafe, die seiner harre, weil er, willkührlich als Unberufener, als Jude in das Spiel eingegriffen, in keinem Verhältniß stehe zu der moralischen Genugthuung, die er sich selbst heute vom Scharfschützencorps und vorzüglich von dessen Obersten geholt.

Wir lassen uns, wie es sich von einem gewissenhaften Erzähler eigentlich fordern ließe, nicht mit Tie drei Tage einsperren, um seine Leiden zu zerlegen. In den Polizeiwachstuben unserer Stadt ist nicht gut bleiben.

Nach Verlauf dreier Tage war Tie wieder auf seinem kleinen Forste. Aber es war nicht mehr der Alte. Bleich waren seine Wangen und gebeugt sein Haupt; aller Muth, alle Kühnheit waren hin und man hörte ihn oft weinen bis tief in die Nacht hinein.

Denn man hatte ihn von der alten Begleiterin seiner Lebenstage getrennt, man hatte ihm seine Freude genommen. Ja, die Flinte war ihm für immer zur Strafe für jenen Frevel, mit dem er sich erlaubt, als Jude ein wackerer und besserer Schütz zu sein, als zehn Christenkinder, darunter sogar ein „Viertler," entzogen worden und nie sollte er sie wiedersehen. Ja, noch mehr. Er, der mit Pulver und Blei auferzogen worden, sollte auf Befehl des „Viertlers" nie mehr bei harter

Strafe, von einer Waffe Gebrauch machen, noch je eine solche bei sich finden lassen!

Das war zu viel. Sieben Tage trauerte Tie um seine geliebte Flinte, dann aber raffte er sich auf und schien freier und unbeklommener.

Es war wieder die Zeit der Rache. Wieder hämmerte ein Plan im Hirne Tie's, und wieder war der „Viertler" Swatopluk Biala, der „Meschumed," (Getaufte) der Gegenstand der Rache.

Acht Tage lang sah man Tie nirgend, nicht einmal auf seinem Lieblingsplätzchen zwischen den großen Kastanienbäumen. Drinnen saß er in seiner Jagdstube, und — doch hören wir.

Kurz darauf ging eines Morgens um neun Uhr der „Viertler" Herr Oberst Swatopluk Biala aus seinem Hause, das in der Gegenüberfront vom Hause Tie's stand, an dem er um in sein „Amt" zu gelangen, vorbeigehen mußte, in die Kanzlei. Er dachte gewiß nicht mehr seines hart getroffenen Gegners da drüben. Heute aber fiel sein Auge unwillkührlich hinüber in das Fenster Tie's. Krampfhaft schaudert er zurück, da sein Blick noch aus der Ferne auf dem Fenster weilt. Wie gebannt am Boden bleibt er stehen, besinnt sich und schleppt die Beine schleichend weiter. Immer zieht er den Blick ab, und immer wieder schaut er auf Tie's Fenster, aus dem eine Gestalt mit einer Flinte in der Hand, wie versteckt, hervorduckt. Herr Swatopluk Biala zittert wie Espenlaub; er schwebt zwischen Täuschung und Sicherheit; zum ersten Mal im Leben möchte er sich etwas Phantasie zutrauen, um das nicht wahr zu machen, was er wirklich sieht. Immer näher kömmt er an Tie's Hause, bei dem er um die Ecke biegen muß. Wie wenn die Welt um ihn wirbelte, ist es Herrn Swatopluk; geheime Erdgeister scheinen um ihn magische Kreise zu ziehen, so dreht er sich bebend nach Vor- und Rückwärts, auf die Gestalt am Fenster Tie's hinglotzend. Der gute Herr Swatopluk hat wahrscheinlich Muth genug, aber man darf ihm nicht zusehen! Ganz, wie mit seinem Schützengenie.

Doch, da ist er schon hundert Schritte entfernt vom Fenster Tie's. Er will laufen, und kann nicht. Noch einmal blickt er auf die dunkle Gestalt hin. Sieh! da legt sie schon die braune Flinte an, die sie in Händen hat, schauderhaft glotzt der blanke Lauf Herrn Swatopluk an, als zeigte er den Fleck in der Brust, in dem die Kugel sitzen soll. Noch

ein Augenblick, die Gestalt legt den Kolben hart an's Gesicht. Herr Swatopluk Biala will laufen, und kann nicht; sein Haar steht ihm zu Berge und „Jesus Maria! Mörder! Mörder!“ ruft er zusammenbrechend. Von allen Seiten strömen Menschen hinzu, man frägt sich wo, wie, wann Mörder? Keiner sieht etwas, bis endlich der gepeinigte Swatopluk auf die dunkle Gestalt an Tie's Fenster hinweist. Indeß der Herr Oberst und „Viertler“ nach Hause getragen wird, seiner Sinne beraubt, dringt die herbeigeeilte Untersuchungskommission in die Wohnung unseres Helden. Die dunkle Gestalt steht noch am Fenster. Es ist Tie Katz. In seiner Hand ruht noch die Flinte. „Zweifellos, ein Mordversuch“ murmelte ein Commissär mit heimlichem Grauen und nimmt Tie, der lautlos und unbefangen dasteht, die Flinte weg. Aber unter seiner Hand wird das furchtbare Mordgeschoß von so unsäglicher Weichheit, als wollte es zerfließen. Der Commissär stutzt; er theilt seine Zweifel dem anwesenden Oberkommissär mit, der Tie so eben eigenhändig eiserne Bracelets und Strumpfbänder anlegen will. Auch dieser kennt das Holz nicht, aus dem das Mordgeschoß, verderbenschwanger, gearbeitet wurde, ach, die Flinte ist aus — Leder.

Und die Bracelets und Strumpfbänder bleiben unangelegt und ein schallendes Lachen der ganzen Menge erdröhnt in Tie's Wohnung. „Gut gemacht, Alter! Deine Rache war nicht so gräulich, wie dieser Feigling von einem Scharfschützen-Commandanten glaubte!“ rief der Oberkommissär, in das lautschallende Getose mit einstimmend. Tie's Rachewerk war vollendet. Er hatte seinem Hang, den bösen „Viertler“ derb abzutrumpfen, genüge gethan und die Flinte war gerächt. Aus braunem Leder hatte er kunstvoll, täuschend eine Flinte gearbeitet, die er von innen mit Gras ausstopfte und die aus der Ferne auch das geübteste Auge hätte täuschen können. Mit dieser hatte er auf den Herrn Swatopluk Biala gewartet, und ihn mit ihrer Hilfe eine wahre Höllenpein von Angst und Todesfurcht ausstehen lassen.

Der gute Herr Swatopluk Biala erholte sich erst zwei Tage drauf von seiner Ohnmacht und dem drauf folgenden Delirium, in dem er sogar das feierliche Gelübde abgelegt haben soll, von jetzt an in's bürgerliche Scharfschützen-Corps auch Nichtmenschen d. h. nach seinem Commentar: Juden aufnehmen zu wollen. Was thut man nicht alles im Delirium!

Ueber die „lederne Flinte“ lachte noch lange in der Stadt Alles, bis auf Herrn Swatopluk Biala.

Er nahm freiwillig seine Entlassung als Commandant des Scharfschützen-Corps und siedelte in ein anderes Stadtviertel über, um nicht in neue Todesqualen zu verfallen. Denn er traute, ein zweiter Geßler, unserem Helden immer noch nicht.

Tie bekam seine theure Flinte wieder, mit der er von Neuem wenigstens wieder die Kinder der Luft beunruhigen durfte. In das Scharfschützen-Corps der Stadt soll seit Herrn Swatopluk Biala's Austritt ein neuer Geist eingezogen sein und die Herren Gevatter Schneider, Handschuhmacher u. s. w. sollen wirklich etwas schießen gelernt haben.

Druck von R. Gensch in Berlin.